

1,30 DM / Band 55

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Todeszone London



Todeszone London

John Sinclair Nr. 55

von Jason Dark

erschienen am 24.07.1979

Titelbild von Artioli

Sinclair Crew

Todeszone London

Sie kamen lautlos und schleichend wie heimtückisches Gift. Und sie waren ebenso tödlich. Ein menschlicher Satan, der seinen Haß nicht mehr bremsen konnte, verbündete sich mit einem Dämon und rief die mordenden Pflanzen auf den Plan.

London sollte sterben.

Er wollte die Stadt zu einem einzigen Todesgarten machen, und er begann seinen Vernichtungsfeldzug mit der Vergiftung des Trinkwassers. Die Millionenstadt an der Themse schien verloren zu sein…

Der Hund hörte das Geräusch zuerst. Er fing an zu winseln und stieß dann ein drohendes Knurren aus.

Ronald Webster, der Nachtwächter, erhob sich von seinem Stuhl. Er nahm die schwere Taschenlampe in die rechte Hand und tätschelte mit der linken den Nacken der Dogge. »Sei ruhig, Caesar, sei ruhig! Ist ja nichts.«

Die Worte glaubte er zwar selbst nicht, aber er wollte den Hund beruhigen.

Dann verließ er seine kleine Glaskabine. Die Dogge führte er an der Leine. Nackte Pfoten klatschten auf Fliesenboden, die Dogge hatte das Maul geöffnet, und wie ein Lappen hing die Zunge hervor.

Webster schlich mit seinem Hund durch die hohe Halle. Sie war ein Teil der Anlage, die zwei Londoner Stadtteile mit Trinkwasser versorgte.

Die Halle beherbergte zwei große Trinkwasserbehälter, die durch Saug- und Druckleitungen mit den großen Kesseln im Nachbargebäude verbunden waren.

Zehn Jahre übte Ronald Webster diesen Job schon aus. Zehn Jahre, in denen nichts passiert war.

Denn wer sollte hier schon einbrechen?

Zu holen gab es bestimmt nichts. Keine Reichtümer, kein Geld und keine Wertgegenstände.

Höchstens Wasser.

Der Hund knurrte und zog. Seine Pfoten rutschten, er fand kaum einen festen Stand.

»Ja, ja, ist schon gut. Wir werden die Sache bestimmt schaukeln.«

Ronald Webster war mit seinen sechzig Jahren nicht mehr der Jüngste, aber Angst kannte er nicht. Er war immer noch sehr rüstig, breit in den Schultern und nahm es gern mit Jüngeren auf. Auf eine Waffe hatte er bewußt verzichtet, obwohl sie ihm für den Dienst zustand. Aber Webster verabscheute Pistolen oder Revolver. Wenn es wirklich ernst wurde, verließ er sich auf seine Fäuste.

Im Hintergrund summten die starken Generatoren. Sie trieben die Pumpen an, welche wiederum das Wasser aus den Brunnen und der Themse holten und es für die Aufbereitung weiterleiteten.

Der Nachtwächter gelangte in den Teil der Halle, wo die riesigen Trinkwasserbehälter standen. Er wußte nicht einmal genau, wie viele Liter sie faßten, es mußten aber Millionen sein. Himmelhoch kamen Webster die Außenwände der Behälter vor. Breite Steigleitern führten hinauf zu den Schrittplattformen, die die Becken umgaben.

Ronald Webster blieb stehen, schaltete seine Lampe ein und ließ den Strahl an der Leiter hochwandern.

Da sah er die Gestalt!

Soeben noch wurde sie von dem Lichtstrahl berührt, an der linken

äußeren Grenze, dann war sie verschwunden. Ronald Webster hatte keine Lust, dem oder der Unbekannten nachzusteigen.

»He!« rief er. »Kommen Sie da runter! Sie machen sich strafbar, wissen Sie das?«

Die Antwort war ein gellendes Gelächter. Es schallte dem Nachtwächter entgegen und schien direkt aus der Hölle zu kommen. So schaurig hörte es sich an.

Webster hatte noch nie einen Menschen so widerlich und gemein lachen hören, und über seinen Rücken rann eine Gänsehaut.

Das Lachen bewies ihm aber auch, daß der Unbekannte nicht gewillt war, der Aufforderung Folge zu leisten. Demnach mußte Webster selbst hoch.

Verdammt auch…

Er konnte sich schlecht vorstellen, daß der Einbrecher nach irgendwelchem Geld suchte, das gab es hier sowieso nicht. Nein, sein Eindringen mußte einen anderen Grund haben. Plötzlich zuckte eine Idee durch den Kopf des Nachtwächters. Er hatte in Zeitungen und einschlägigen Magazinen viel über Terroristen und deren Gewalttaten gelesen. Unter anderem wurde da auch der Plan erwähnt, das Trinkwasser einer Großstadt zu vergiften.

Und Webster befand sich nun mal in einer der größten Trinkwasseranlagen von London!

Die Vorstellung war schrecklich. Dem Nachtwächter wurde es regelrecht übel bei dem Gedanken an die Folgen einer Trinkwasservergiftung. Was konnte da nicht alles geschehen? Schreckliche Bilder malte er sich bereits in seiner Phantasie aus. Er sah Menschen am Boden liegen. Bleich, tot. Mit aufgerissenen Augen und verzerrten Gesichtern. Die Hände auf den Leib gepreßt.

Webster spürte, daß er schweißnaß war. Gleichzeitig war er sich jedoch darüber im klaren, daß er etwas tun mußte. Wenn es noch eine Chance gab, den Verbrecher und die Tat zu stoppen, dann mußte er sie nutzen.

Der Hund war nicht zum erstenmal die Leiter hochgeklettert. Ihm bereitete dies weniger Schwierigkeiten als dem Nachtwächter.

Webster tätschelte noch einmal den Kopf des Tieres und flüsterte: »Lauf, Caesar, gib es ihm!«

Die Dogge sprang winselnd an der Leiter hoch, schnellte sich dann kraftvoll ab und jagte die ersten Stufen hinauf. Das Metall war aufgerauht, so daß das Tier mit den Pfoten den nötigen Halt fand. Der Nachtwächter vernahm noch eine Weile das Hecheln und Knurren, dann war der Hund verschwunden.

Webster stieg langsam nach. Die Taschenlampe hatte er an seinen Gürtel gehakt. Bei jedem Schritt schwankte sie hin und her und prallte manchmal mit dem Gummirand der Glaseinfassung gegen die eisernen

Streben.
Der Hund mußte längst oben sein, und Webster wunderte sich, daß er nichts hörte.
Kein Hecheln, kein Knurren, kein Bellen…
Es war ruhig.
Zu ruhig, fand er…
Wieder kroch eine Gänsehaut seinen Rücken hinunter. Webster spürte, daß etwas nicht stimmte. Der Hund hätte sich auf jeden Fall gemeldet – aber jetzt…
Ronald Webster klammerte sich rechts und links an den eisernen Haltegriffen fest, während er höher stieg. Trotz aller Ungewißheit und auch auf die Gefahr hin, sich zu verraten, stieß er einen Pfiff aus. Leise zwar, doch der Hund mußte ihn hören.
Er kannte das Zeichen.
Doch die Dogge rührte sich nicht. Es kam keine Antwort. Das schlimme Gefühl des Nachtwächters steigerte sich. Dort oben mußte etwas geschehen sein, was seiner Kontrolle völlig entglitten war.
Aber was?
Normalerweise wurde Caesar mit jedem Einbrecher fertig. Und einen Schuß, der den Hund hätte stoppen können, den hatte Webster nicht gehört.
Für einen Moment spielte er mit dem Gedanken, umzukehren und alles beim alten zu belassen, doch dann verwarf er diese Idee wieder, und es siegte sein Pflichtbewußtsein. Nein, er wollte der Sache auf den Grund gehen!
Und dann vernahm er über sich ein schleifendes Geräusch. Es klang dort auf, wo die Leiter zu Ende war.
Der Nachtwächter blieb stehen.
Er legte seinen Kopf in den Nacken und schaute nach oben. Das Geräusch wiederholte sich. Im nächsten Augenblick sauste ein dunkles Etwas auf ihn zu.
Ein Körper!
Die tote Dogge…
Bevor das Tier ihn treffen und vielleicht noch von der Leiter reißen konnte, preßte sich Webster eng gegen die Stufen. Hautnah wischte der Kadaver an ihm vorbei.
Webster hörte noch das Klatschen, als der Körper unten auf die Fliesen schlug.
In Ronald Webster wallte ein ungeheurer Zorn auf. Er bekam einen hochroten Kopf. Er hatte das Tier geliebt, die Dogge war wie ein Stück von ihm selbst gewesen. »Schwein!« flüsterte der Nachtwächter. »Verdammtes Schwein. Das sollst du mir büßen.«
Tränen erstickten seine Stimme.
Er kletterte weiter, dachte dabei immer wieder an die Dogge, an den

einzigen Freund, den er je gehabt hatte, und die Wut überschwemmte sein nüchternes Denken.

Er sah rot!

Hastig kletterte er weiter, schaffte die letzten sechs, sieben Stufen und erreichte den Rand der Plattform.

Sie lief um das riesige Becken herum, war aus Metall, auf dem blanke Niethammerköpfe glänzten.

Es war nicht völlig dunkel hier oben, denn die Notbeleuchtung brannte.

Webster schwang sich auf die Plattform.

Schwer ging sein Atem. Jetzt merkte er, daß er nicht mehr zu den Jüngsten zählte.

Wo steckte der Einbrecher?

Geduckt blieb Webster stehen. Er löste die Lampe von seinem Gürtel, streckte den Arm aus und stach den Strahl in das Dämmerlicht hinein.

Da sah er den Einbrecher!

Fünf Yards entfernt stand er vor ihm.

Es war ein Mann – oder?

Nein, ein Monster!

Ronald Webster hatte plötzlich das Gefühl, sein Verstand müßte aussetzen. Die Gestalt, die vor ihm stand, hatte zwar Menschengröße, aber Gesicht und Arme waren…

»Nein«, gurgelte der Nachtwächter, »das ist…«

Die Gestalt kam näher.

Lautlos, unheimlich.

Armähnliche Gegenstände wurden bewegt, glitten nach vorn, und ehe Ronald Webster etwas unternehmen konnte, fühlte er sich gepackt und hochgehoben.

Auf einmal schwebte er über der Plattform. Die Gestalt trat einen Schritt zur Seite und hielt den Nachtwächter jetzt so, daß er sich hoch über dem Grund der Halle befand.

Der Griff löste sich.

Ronald Webster fiel in die Tiefe.

»Aaahhhh…« Sein langgezogener Schrei hallte als schauriges Echo von den Wänden wider und verstummte, als der Nachtwächter auf den Boden schlug.

Stille…

Die Gestalt aber lachte kichernd. Sie ging ein paar Schritte nach links und griff in einen Beutel, aus dem sie ein Pulver hervorholte, das sie genüßlich in das Trinkwasserbecken streute.

Die Saat war gelegt, und das Unheil nahm seinen Lauf. London war dem Tod geweiht…

***

Goldbraune Tupfer leuchteten in den Pupillen der jungen Frau. Das rote Haar fiel als wahre Flut auf die wohlgerundeten Schultern, und der seidene Hausmantel umschmeichelte ihre Haut.

Im Bad rauschte Wasser in die Wanne. Auf der rechten Betthälfte standen zwei geöffnete Koffer, aus denen Wäschestücke quollen. Eines zarter als das andere. Ein leichter, aber nicht aufdringlicher Parfümduft lag im Zimmer und verbreitete den gewissen Hauch einer persönlichen Note.

Das Girl schüttelte sein Haar, faßte dann mit allen zehn Fingern hinein und zog die Perücke vom Kopf. Die falsche Haarpracht segelte auf das Bett.

Aber auch der normale Kopfschmuck der jungen Frau konnte sich sehen lassen. Die Haare waren halblang geschnitten und hatten eine goldbraune Farbe.

Das Girl fuhr noch einmal hindurch und schüttelte dann den Kopf.

»Puh«, sagte sie, »diese elenden Perücken.«

Sie schimpfte zwar darüber, aber Perücken gehörten ebenso zu ihr wie das Gelbe zum Ei.

Denn die gut gewachsene Frau war für ihren Perückentick bekannt. Sehr bekannt sogar.

Denn sie war keine geringere als Nicole Duval. Besser bekannt als Professor Zamorras Sekretärin. Und Zamorra gehörte zu den berühmtesten Parapsychologen der Welt. Er und Nicole hielten sich in London auf. Zamorra wollte einige Vorlesungen halten, und da sich Nicole dafür nicht interessierte – außerdem kannte sie die Themen, sie hatte sie schließlich in eine lesbare Form gebracht –, wollte sie in London bummeln gehen.

Oxford Street, Regent Street, Bond Street – die zahlreichen Flohmärkte und Antiquitätengeschäfte, das alles war ihr schon ein Begriff, und Nicole Duval bedauerte es immer wieder, daß sie nur so wenig Zeit hatte.

Zamorras Job sorgte auch bei ihr immer für Aufregung. Abgestiegen waren sie im Hilton. Das Hotel liegt in dem Londoner Vorort Kensington, und mit der Südseite grenzt es direkt an den Holland Park.

Sie hatten ein gemeinsames Zimmer in der zehnten Etage, und Zamorra hatte versprochen, gegen Abend wieder zurück zu sein, um mit Nicole einen kleinen Bummel zu unternehmen.

»Kann allerdings sein, daß ich noch jemanden mitbringe«, hatte er zum Abschied gesagt.

»Und wen?«

»Rate mal.« Sein Gesicht verzog sich zu einem spitzbübischen Lächeln.

»Weiß ich doch nicht.«

»Wen kenne ich denn in London?«
»Mindestens hundert Leute.«
Zamorra engte das Rätsel ein. »Und wer lebt hier, mit dem mich gemeinsame Interessen verbinden?«
»John Sinclair!«
»Genau.«
»Dann soll er die Conollys und Jane Collins mitbringen«, sagte Nicole schnell. »So habe ich wenigstens auch ein Gesprächsthema, während ihr auf Geistersuche geht.«
»Wer spricht denn von Geistersuche?«
»Hör auf, Chef. Du ziehst doch die Dämonen an wie das Licht die Motten. Und Sinclair nicht minder.«
»Du mußt es ja wissen.«
Nicole lächelte. »Weiß ich auch.«
An dieses Gespräch mußte Nicole Duval denken, als sie ihr Bad zubereitete. Drei Tage waren für London vorgesehen, und Nicole runzelte die Stirn, als sie auf die beiden offenen Koffer schaute.
Wenn sie ehrlich gegen sich selbst war, dann mußte sie sich eingestehen, daß sie Kleidung für vierzehn Tage mitgenommen hatte. Und da sie noch etwas kaufen wollte, brauchte sie bestimmt einen Gepäckträger für den Rückflug. Immer nahm Nicole sich vor, nicht soviel mitzunehmen, aber wenn es dann soweit war, konnte sie sich nie entscheiden, was sie einpacken sollte und was nicht.
Man hatte schon so seine Sorgen…
Nicole trat ans Fenster und schaute in den blühenden Park hinab.
Das Zimmer war groß genug und mit allem ausgestattet, was der Mensch brauchte. Von der Bar über TV, Telefon und Radio bis hin zu den neuesten Illustrierten, die auf einem kleinen Tisch lagen. Natürlich fehlte auch die Broschüre über das Londoner Nachtleben nicht. Aber die interessierte Nicole weniger.
Sie suchte sich eine Frauenzeitschrift aus, klemmte sie unter den Arm und verschwand im Bad.
Die Wanne war halbvoll. Das Wasser schimmerte blauviolett, und auf der Oberfläche hatte sich ein handhoher Schaumberg gebildet, der wie ein Teppich aussah.
Nicole ließ noch etwas Wasser zulaufen und warf das Thermometer hinein. Sie bevorzugte eine bestimmte Temperatur. Da konnte sie sich dann ausstrecken und richtig entspannen.
Der Duft – eine Mischung aus Rosenöl und Mandelblütenaroma – durchzog das Bad.
Nicole drehte den Hahn zu.
Dann ließ sie den Hausmantel langsam von ihren Schultern gleiten. Die Seide raschelte, als sie ineinanderfiel. Nur mit einem knappen schwarzen Slip bekleidet stand Nicole vor dem Spiegel.

Nicole war zu sehr Frau, als daß sie die Gelegenheit hätte verstreichen lassen.
Sie mußte sich im Spiegel betrachten.
Zamorras Sekretärin strich über ihre Hüften, und schon bildete sich auf ihrer hübschen glatten Stirn eine V-förmige Falte. Sie hatte ein wenig zuviel Speck gesehen. Zwar kaum zu erkennen, aber für Nicole reichte es, wieder drei Joghurt-Tage einzulegen. Was sie sonst sah, stimmte sie zufrieden.
Die langen Schenkel mit der glatten festen Haut, und auch ihre Oberweite konnte sich sehen lassen.
Sie zog auch den Slip aus, reckte sich noch einmal, stellte sich dabei auf die Zehenspitzen und stieg ins Wasser.
Ja, es hatte haargenau die richtige Temperatur.
Nicole Duval streckte sich so weit aus, daß das Wasser über ihre Schultern schwappte.
Sie schloß die Augen, genoß das Gefühl, von dem weichen Wasser umschmeichelt zu werden. Die Lippen waren zu einem Lächeln gekräuselt, und hin und wieder bewegte sie die Beine, damit das Wasser an jede Hautfalte dringen konnte.
Es war ruhig. Die Wände des Hotels schützten vor allzu großem Lärm, und Nicole Duval wurde langsam schläfrig. Sie hatte die Augen geschlossen, und deshalb bemerkte sie nichts von der Gefahr, die sich lautlos näherte.
Das Grauen stieg aus dem Wasserbecken. Genauer gesagt, aus dem Abfluß.
Es war ein grünes Etwas, ungefähr in der Dicke eines normalen Zeigefingers, und es kroch lautlos aus dem Rohr. Wie eine Schlange ringelte sich das schleimige Zeug durch das Waschbecken, kroch an der Wand hoch und hatte schon den Rand erreicht.
Jetzt, wo es die Tiefe der Kanalisation verlassen hatte, war zu sehen, daß die grüne Farbe doch nicht so intensiv war, sondern durchsichtig, und daß innerhalb dieses dünnen Schleimgebildes etwas pulsierte wie Blut in den Adern von Menschen.
Und diese Adern waren mit einer rötlich schillernden Flüssigkeit gefüllt.
Kleine Kapillarröhrchen durchzogen das Geflecht, spinnennetzartig verteilt, und die rosafarbene Flüssigkeit pulsierte, wurde hin und hergeschoben und drang weiter.
Sie sorgte dafür, daß dieser Schleim wuchs, schon weit über den Rand des Waschbeckens drang und dann langsam nach unten sank. Die Spur wurde länger, sie riß aber nicht, und der erste Schleimfleck sammelte sich auf dem Boden.
Er zerlief, bildete neue Figuren, die wie die Blätter einer Blüte aussahen und ebenfalls von winzigen Äderchen durchlaufen waren, in

denen die rote Flüssigkeit pulsierte.
Aus dem Abfluß quoll immer mehr dieses pflanzenartigen Stoffes. Und alles geschah in gespenstischer Lautlosigkeit. Nicole Duval merkte nichts…
Sie lag noch immer in der Wanne, ausgestreckt und vom Wasser umspült.
Die Schleimpflanzen bewegten sich weiter.
Ihr Ziel war die Wanne.
Und dort saß Nicole Duval…
Schon hatten sie den äußeren Rand erreicht, berührten die Kacheln und glitten daran hoch. So mühelos, als wären sie mit Tausenden kleiner Füße ausgestattet.
Kurz bevor die Spitze der Schleimpflanze den Wannenrand erreichte, machte sie eine Drehung nach rechts, schlängelte parallel zum Rand weiter, bis sie ans Kopfende der Wanne gelangte und dort verharrte.
Es schien so, als sammelte sie Kräfte für einen Angriff auf Nicole…
In diesem Augenblick bewegte sich Zamorras Sekretärin. Sie drehte sich zur Seite, und ihre linke Schulter tauchte aus dem Wasser auf.
Sie lag frei…
Frei für die Schleimpflanze.
Die Spitze schoß plötzlich vor und klatschte auf die Schulter des Mädchens…

***

Ich zog meinen dunkelblauen Anzug an, was Suko zu einer spöttischen Bemerkung veranlaßte.
»Was ist denn los? Du wirfst dich so in Schale?«
Ich hob die Schultern. »Schließlich will ich mich nicht blamieren.«
Suko löste sich vom Türpfosten und trat ins Zimmer. »Dann bestelle deinem Professor die besten Grüße.«
Ich tippte ihm gegen die breite Brust. »Er ist nicht mein Professor. Er heißt Zamorra und ist ein patenter Kerl. Du wirst ihn sicherlich kennenlernen und dann meine Meinung teilen.«
Suko hatte heute seinen spöttischen Tag. »Habe gehört, er hat eine tolle Assistentin.«
»Nicole Duval?«
»Ja.«
Ich rückte mir meine Krawatte zurecht. »Das stimmt, mein Lieber. Nicole ist wirklich phantastisch.«
»Laß das nur nicht Jane Collins hören.«
»Ach, sei ruhig.« Ich drückte Suko kurzerhand aus dem Zimmer. »Was ist los mit dir? Du bist doch sonst nicht so bissig.«
»Nichts ist los.«
Schräg von der Seite her schaute ich Suko an, bückte mich dann und

schlüpfte in meine Schuhe. »Das kannst du mir nicht erzählen, mein Lieber. Dir ist irgendeine Laus über die Leber gelaufen. Fragt sich nur welche.«

Suko schwieg.

Ich richtete mich wieder auf. »Ist irgend etwas mit deiner Freundin Shao?«

An den roten Ohren, die Suko bekam, merkte ich, daß ich ins Schwarze getroffen hatte.

»Also doch.«

Suko hob die Schultern. Er wollte reden, aber er brachte keinen Ton hervor. Wie ein Schuljunge kam er mir vor. »Habt ihr euch gestritten?« fragte ich.

»Nicht direkt.«

»Und jetzt? Ist sie noch da?«

Suko schüttelte den Kopf.

»Shao ist weggelaufen?« fragte ich. Das war allerdings ein Ding. Hätte ich der Kleinen gar nicht zugetraut. Shao war Chinesin wie Suko und eine ausgesprochene Augenweide. Shao stammte aus Hongkong, lebte erst seit kurzer Zeit in London und war Sukos große Liebe. Da sie in London keine entsprechende Wohnung gefunden hatte, hatte Suko sie in sein Apartment einziehen lassen.

Shao war eine ziemlich eigenwillige Person, und das bekam Suko jetzt zu spüren. Sie wollte ihren hübschen Kopf eben durchsetzen.

Ich hatte noch ein paar Minuten Zeit. Zum Glück. »Weshalb ist sie denn weggelaufen?« fragte ich.

»Es ging um eine Arbeit. Sie wollte sich unbedingt eine Arbeitsstelle suchen.«

»Jetzt am Abend?«

»Scheint so.«

»Konntest du sie denn nicht zurückhalten?«

»Nein.« Suko schüttelte den Kopf. »Die war wie eine Tigerin. Nicht zu halten.«

Ich stand ein wenig hilflos vor dem Problem und wußte auch nicht, wie ich Suko helfen sollte. Ein billiger Trost wie: »die wird schon wiederkommen« oder »die ist an den Heimatherd gewöhnt« wollte ich meinem Freund nicht zumuten.

»Demnach hast du auch keine Lust, hier in der Wohnung zu bleiben?« sprach ich ihn an.

»Nein.«

»Okay, dann komm mit!«

Suko strahlte. »Hat der Streit doch noch etwas für sich gehabt.«

»Hoffentlich hast du mir keinen unter die Weste geschoben.«

Der Chinese machte das treueste Gesicht, das er aufsetzen konnte. »Wirklich nicht, John. Sie ist weg.«

»Gut. Dann zieh dich um.«

Mein Freund war innerhalb von fünf Minuten fertig. Gemeinsam fuhren wir hinunter in die Tiefgarage. Den Mantel hatte ich mir über den Arm gehängt. Ich verstaute ihn im Fond des silbermetallicfarbenen Bentley.

Der Wagen hatte seine Frühjahrsinspektion und eine Wäsche hinter sich. Er glänzte wie neu.

Das Institut, in dem Professor Zamorra seinen Vortrag hielt, lag im Stadtteil Mayfair. Es gehörte der Universität, und hier beschäftigte man sich mit parapsychologischen Problemen. In den letzten Jahren hatte es einen ungeheuren Aufschwung genommen, auch dadurch bedingt, daß die Russen ebenfalls das Phänomen der Parapsychologie sehr genau studierten und auch enorme Gelder dafür einsetzten.

Um neunzehn Uhr sollte der Vortrag beginnen. Es war noch hell, als ich den Wagen eine Viertelstunde später durch das offenstehende schmiedeeiserne Tor lenkte und durch den Park fuhr, der das Institutsgebäude umgab.

Längs des Weges brannten Laternen, und auch der Parkplatz vor dem Gebäude war angestrahlt. Schon zahlreiche Wagen standen dort in Reih und Glied, und ich setzte meinen Bentley neben einen dunkelbraunen Mercedes.

Suko und ich stiegen aus dem Wagen und lenkten unsere Schritte auf die breite Freitreppe zu, die zum erleuchteten Eingang hochführte. Ich ging vor. An der Tür empfing uns ein Bediensteter des Instituts und fragte höflich aber bestimmt nach unseren Einladungskarten.

Ich zeigte meine vor und mußte zwei Minuten reden, um den Knaben davon zu überzeugen, daß Suko auch ohne Einladungskarte mit hinein durfte.

Wir betraten eine geräumige Vorhalle, wo bereits mehrere Gruppen von Männern und Frauen eifrig diskutierten. Die Kristallüster an der Decke verbreiteten ein prächtiges Licht. Es spiegelte sich auch auf dem Glas der Sektkelche und Cocktailschalen wider. Ein Begrüßungstrunk wurde gereicht. Ich nahm einen Cocktail, während Suko verzichtete.

Einige Leute kannte ich. Wissenschaftler, mit denen ich während irgendeines Falles schon zu tun gehabt hatte, und die mir manchmal sehr geholfen hatten.

Doch Zamorra sah ich nicht.

»Wo ist denn der große Meister?« fragte ich einen herumlaufenden Ober.

»Wie meinen Sie, Sir?« Der Knabe war sichtlich irritiert. »Professor Zamorra.«

»Tut mir leid, Sir, vorhin habe ich ihn noch gesehen.«

»Danke.«

Ich schlenderte weiter.

Suko kam zu mir. »Ist er verschwunden?«

»Ja.«

»Wir können ja schon hineingehen.«

Im Saal saßen bereits einige Zuhörer. Das Podium, auf dem Zamorra seine Rede halten sollte, war noch verwaist.

Ich begann, mich wirklich über den Professor zu wundern. Das war eigentlich nicht seine Art. Wenigstens hatte ich ihn so in Erinnerung. Es sei denn, irgend etwas hielt ihn davon ab zu erscheinen.

Meine Unruhe wuchs.

Das merkte auch Suko. »Er wird noch kommen«, sagte er. »Beruhige dich doch.«

Ich hob die Schultern. »Dessen bin ich mir gar nicht mal so sicher, Suko. Ich glaube, da ist etwas geschehen.«

»Aber was sollte denn…«

»Das will ich ja herausfinden«, erwiderte ich und stand auf. »Warte du hier auf mich. Ich bin gleich wieder da.«

Ich drückte mich aus dem Sitz hoch, betrat den Gang und bahnte mir durch die hereinströmenden Menschen meinen Weg zum Ausgang.

Der Saaldiener wollte gerade die Türen schließen. Ich schlüpfte noch hindurch.

»Wo kann sich Professor Zamorra aufhalten?« fragte ich ihn. »Er ist immer noch nicht da.«

»Sir, ich wüßte nicht…«

Ich machte kurzen Prozeß und zeigte ihm meinen Ausweis. Ich war zwar nicht dienstlich hier, aber das spielte jetzt keine Rolle. Mein Gefühl sagte mir, daß etwas nicht stimmte.

Der Mann deutete auf eine schmale Tür. »Es könnte sein, Sir, daß sich der Herr Professor dort aufhält.«

Ich ging los. Ziemlich schnell, und der Saaldiener schaute mir verwundert nach.

Die Tür war nicht abgeschlossen. Ich stieß sie auf und betrat einen von Dämmerlicht erfüllten Raum. Es war eine Art Studierzimmer mit hohen, bis zu den Decken reichenden Regalen und einem kleinen Schreibtisch, vor dem ein Mann saß, der mir den Rücken zuwandte.

Auf dem Schreibtisch brannte eine kleine Lampe und legte ihren milchigen Schein wie einen durchsichtigen Schleier um den am Schreibtisch Sitzenden.

Ich schloß die Tür und räusperte mich.

Jetzt erst drehte sich der Mann um.

Es war – Professor Zamorra!

***

Nicole Duval schrie auf!

Ihr Körper hatte sich inzwischen an das warme Wasser gewöhnt, und

die kalte Berührung traf sie wie ein Schlag. Gleichzeitig spürte sie das Brennen auf der linken Schulter, und zwar genau dort, wo sie getroffen worden war.

Wie Säure brannte es…

Nicole schauderte. Sie drehte den Kopf, schaute nach links und sah das grüne Pflanzenblatt auf ihrer nackten Haut liegen und weiterwandern.

Die junge Frau handelte. Mit den Fingern griff sie nach dem Zeug und wollte es abziehen, doch dieser grüne unheimliche Schleim klebte wie Leim.

Er zog sich in die Länge.

Nicole verspürte Angst.

Gleichzeitig sah sie die nächste Ladung über dem Wannenrand auftauchen. Etwa in Kniehöhe kroch das Zeug auf den Rand und stieß ins Wasser.

Blitzschnell zog Nicole Duval die Beine an und schwang sich auf. Es störte sie dabei nicht, daß Wasser überschwappte und auf den Boden klatschte, wo es einen kleinen See bildete. Sie wollte nur diesem unerklärlichen Angriff entgehen.

Als Nicole kniete, übersah sie die gesamte Tragweite der unheimlichen Attacke.

Die Waschbecken waren bereits nicht mehr zu sehen. Die grüne, pflanzenartige Masse hielt sie bedeckt und breitete sich noch weiter aus. Immer mehr von dem Zeug quoll hervor, bildete neue Stränge und Ableger, die wiederum verzweigten und weitere Sprößlinge dieser unheimlichen Saat entstehen ließen.

Je mehr kam, um so schneller breitete sich das Zeug aus. Es kroch über den Boden. Nicole sah die feinen Äderchen innerhalb des Gewebes, in denen das rosafarbene Blut pulsierte und zuckte. Trotz der Gefahr, in der sich Nicole befand, fragte sie sich, was diese Invasion zu bedeuten hatte und wer dafür verantwortlich war.

Es waren pflanzenähnliche Gebilde, und sie besaßen Kraft und Macht, wie Nicole sehr schnell feststellen konnte.

Ein Zahnbecher war zu Boden gefallen. Kaum hatte das Kunststoffgebilde die Fliesen berührt, schnellte ein Pflanzenarm wie ein Tentakel vor, umfaßte den Becher, stieg hoch damit wie ein Elefantenrüssel, und im nächsten Augenblick war der Becher verschwunden.

Aufgelöst – verschluckt…

Dieses Geschehen erinnerte Nicole Duval an ihre eigene Situation. Es machte ihr klar, daß sie fliehen mußte. Unbedingt.

Sonst…

Es gab noch einige freie Flächen im Bad. Nicole Duval schoß in die Höhe. Der Schleim, der auf ihrer Schulter lag, zog sich wie ein

Kaugummi und riß, als er zu einem haarfeinen Faden geworden war.
Nackt sprang Nicole Duval aus der Wanne. Auf ihrer Schulter spürte sie noch immer das Brennen, aber sie achtete nicht darauf. Es würde sicherlich bald verschwinden… Nicole lief zur Tür.
Das Horror-Gebilde schien zu merken, was die junge Frau vorhatte. Es teilte sich, und die linke Hälfte versuchte, vor Nicole an der Tür zu sein.
Es wurde knapp.
Nicole Duval sprang mit zwei Sätzen auf die Tür zu, riß sie auf und hetzte über die Schwelle. Genau noch rechtzeitig, denn dort, wo sie vor einer Sekunde gestanden hatte, befand sich nun der Ableger des pflanzenähnlichen Schleims. Nicole wuchtete die Tür zu und lehnte sich mit dem Rücken aufatmend gegen das Holz.
Sie war fertig.
Erst jetzt merkte sie, wie schnell ihr Herz schlug. Es hämmerte gegen die Rippen, und ihr Atem ging keuchend und schnell.
Urlaub und Entspannung ade. Ohne es zu wollen, war Nicole Duval mitten in den Strudel grauenhafter und gefährlicher Ereignisse gerissen worden.
Ausgerechnet jetzt war Zamorra nicht da.
Nicole ging von der Tür weg. An ihrem Körper rannen die Wassertropfen hinab und bildeten auf dem Teppichboden dunkle Flecken.
Als Nicole das sah, fiel ihr die Nacktheit ein. Ohne sich abzutrocknen, zog sie sich in fieberhafter Eile an. BH, Slip, Rock, leichter Pullover.
Zwischendurch lauschte Nicole Duval immer wieder zum Bad hin, doch sie vernahm nichts, was ihre Aufmerksamkeit erregt hätte.
Das Geschehen hinter der Tür lief mit einer makabren Lautlosigkeit ab.
Woher kam diese grüne Gefahr? Kaum war Nicole dem ersten Angriff entronnen, begann sie sich bereits darüber Gedanken zu machen. War es Zufall oder eine gesteuerte Aktion, die ihr und ihrem Chef galt?
Auf jeden Fall mußte Zamorra Bescheid wissen. Vortrag hin, Vortrag her, das andere war wichtiger.
Zamorra mußte über das Schreckliche informiert werden. Nicole lief zum Telefon. Sie setzte sich, nahm den Hörer ab und behielt die Tür im Auge.
Doch aus dem Bad drang nichts.
Noch nicht…
Nicole mußte über die Vermittlung sprechen. Die Nummer des Instituts kannte sie auswendig.
Hastig gab sie sie durch.
Dann mußte sie warten.

Die Sekunden wurden zu Minuten und erschienen Nicole wie kleine Ewigkeiten.

Nicole Duval wurde nervös.

Auch das Telefonfräulein meldete sich nicht.

Zamorras Sekretärin wählte abermals die Nummer der Zentrale. Es wurde abgehoben.

»Hallo«, sagte Nicole, »hören Sie mich? Sie wollten mich mit einer Nummer verbinden. Hallo…«

Nicole verstummte.

Und plötzlich lief ihr eine Gänsehaut über den Rücken, denn so deutlich, als würde sie neben ihr stehen, vernahm sie das Röcheln der Frau an der Zentrale…

***

»Zamorra?« fragte ich und ging einen Schritt näher.

Der Mann vor mir antwortete nicht. Sein Gesicht war blaß, und deutlich erkannte ich die feinen Schweißperlen auf der Haut.

Aber ich hatte Zamorra vor mir. Daran gab es keinen Zweifel.

Zamorra hatte seine rechte Hand in den Jackenausschnitt geschoben. Die Finger verschwanden zwischen zwei Knopfleisten unter dem Hemd.

Ich blieb stehen. Mir fiel dabei ein, daß Zamorra ein Amulett trug, dieses geheimnisvolle Kleinod, das von Merlin, dem Magier, stammte und die Kraft einer Sonne in sich gefangenhielt.

Es kündete oft Gefahren an, die sich in der Zukunft ereigneten.

Wie jetzt?

»Zamorra?«

Plötzlich veränderte sich der Gesichtsausdruck des Professors. Der entrückte Ausdruck verschwand, die Augen blickten klar und deutlich, er zog die Hand zurück und seufzte. Mit der linken Hand wischte er über die schweißnasse Stirn, und ein Lächeln zuckte um seine Lippen.

»Willkommen in London, Zamorra«, sagte ich, streckte die Hand aus, und Zamorra drückte sie fest, als er sie ergriff. »John, ich freue mich«, lächelte Zamorra. »Hat lange gedauert, bis wir uns mal wieder treffen.«

»Wo wir doch die gleichen Gegner bekämpfen«, sagte ich.

»Genau.« Zamorra deutete auf einen Sessel. »Setz dich doch.«

Ich schüttelte den Kopf und deutete auf meine Uhr. »Sorry, aber dein Vortrag.«

Zamorra erschrak. »Himmel, den habe ich vergessen. Ist es schon so spät?«

»Noch später.«

»Dann nichts wie los.« Er legte mir seine Hand auf die Schulter. »Wir sehen uns nachher. Es dauert ja nicht lange.«

»Okay.« Ich nickte.

Gemeinsam verließen wir das Zimmer und trennten uns dann, da Zamorra einen anderen Eingang nahm.

Ich schlich zu meinem Sitz. Sukos Stirn zeigte ein Waschbrettmuster, als er mich anschaute. »Hat lange gedauert. Ich dachte schon, es wäre dir etwas passiert.«

Ich winkte ab. »Nein, nein, aber Zamorra hätte die Zeit in seiner Trance fast vergessen.«

»Was ist geschehen?«

»Weiß ich auch nicht genau…«

Klatschen unterbrach mich, als Zamorra den Saal betrat. Mit elastischen Schritten ging er zu dem Rednerpult, und wieder einmal dachte ich bei seinem Anblick an einen sportlichen Manager-Typ, aber nicht an einen Wissenschaftler.

Zamorra hatte sich ein paar Notizen gemacht, rückte die Zettel zurecht, begrüßte die Anwesenden und entschuldigte sich für die Verspätung.

Es gab den ersten Beifall. Ihm entnahm ich, daß niemand der Zuhörer ihm gram war.

Zamorra begann seinen Vortrag. Und ich muß ehrlich gestehen, daß er mich faszinierte. Er sprach so locker und lässig, gar nicht wie ein trockener Wissenschaftler, sondern lebendig und farbig. Es bereitete Spaß, ihm zuzuhören. Und es war schon eine gekonnte Sache, wie er die schwierigen Probleme ansprach, sie analysierte und dem interessierten Publikum gekonnt näherbrachte.

Seine Rede war eindrucksvoll.

Das war auch am Beifall zu erkennen, der ihm entgegengebracht wurde. Ich sparte ebenfalls nicht damit.

Zamorra verbeugte sich und lächelte. Wie schnell war doch eine Dreiviertelstunde vergangen.

Fünfzehn Minuten sollte die Pause dauern. Der zweite Teil des Vertrages befaßte sich mit dem Phänomen der Astralreisen. Ein heißes Eisen und von vielen als absoluter Quatsch und Unsinn abgetan. Aber es gab da ein paar Rätsel, die bis heute nicht geklärt worden waren. Zamorra wollte mit seinen Ausführungen versuchen, etwas Licht in das Dunkel zu bringen.

In der Pause hatte ich keine Chance, den Professor zu sprechen. Er war von seinen Zuhörern eingekeilt und mußte Fragen beantworten. Nach zehn Minuten schaffte er es, sich von ihnen zu trennen und um eine kleine Pause zu bitten. Man gewährte sie ihm nur ungern.

Ich rauchte eine Zigarette und trank dazu eisgekühlten Orangensaft. Die Eiswürfel klingelten gegeneinander, wenn ich das Glas bewegte. Suko stand neben mir. Sein Gesicht zeigte einen abwesenden Ausdruck. Irgendwie war er nicht so bei der Sache.

»Denkst du an Shao?« fragte ich ihn.

Suko hob die Schultern.

»Wenn du nach Hause willst, dann geh. Ich halte dich nicht. Shao ist jetzt wichtiger. Glaub mir.«

»Ich komme schon früh genug«, sagte Suko, und damit war für ihn das Thema erledigt.

Ich hob die Schultern. Mehr konnte ich für Suko auch nicht tun. Außerdem wollte er es nicht, daß ich mich in seine Probleme mischte. Verständlich, wie ich meine.

Ein Bekannter sprach mich an. Er war Hobby-Parapsychologe, wie ich wußte, und er wollte mit mir über das Phänomen der Geistwanderung diskutieren.

Zum Glück war die Pause herum.

»Sehen wir uns nach dem Vortrag noch, Mr. Sinclair?« fragte er.

»Sorry, Sir, aber ich habe schon eine Verabredung.« Er verzog das Gesicht. »Schade, man sieht sich viel zu selten.«

»Da sagen Sie was.«

Es waren auch ein paar Zeitungsleute anwesend. Reporter von Fachblättern. Normalerweise wäre mein Freund Bill Conolly auch dagewesen, aber er lag momentan mit einer Frühjahrsgrippe flach.

Pech für den guten Bill, der sich solche Vorträge und Reden nie entgehen ließ.

Wieder begann der zweite Teil mit einer Verspätung. Der Vortrag wurde dann allerdings zur Diskussion, an der ich mich nicht beteiligte, da ich mit Zamorra nach seiner Rede verabredet war.

Bis zweiundzwanzig Uhr zog sich alles hin, dann endlich schaffte Zamorra es, den Reportern und auch seinen eigenen Kollegen zu entfliehen.

»Wir fahren mit meinem Wagen«, sagte ich zu ihm. Suko gesellte sich zu uns, und ich stellte ihn vor.

Zamorra lächelte. »Ich freue mich, Sie persönlich kennenzulernen. Gehört habe ich schon einiges von Ihnen.«

Suko lachte. »Hoffentlich nur Gutes.«

»Aber sicher.«

Wir setzten uns in meinen Bentley.

»Wohin?« fragte ich. »Wenn du mich fragst, Zamorra, fahren wir zu mir.«

»Meine Mitarbeiterin wartet im Hilton«, erwiderte er. »Wir könnten auch dorthin fahren.«

»Meinetwegen.«

Ich wollte starten, doch Zamorra legte mir seine Hand auf den Arm.

»Warte noch, John.«

»Was ist?« Erstaunt schaute ich ihn an.

»Als du vorhin zu mir kamst, wirst du dich sicherlich über meinen

Zustand gewundert haben«, sagte er.

»Ja, das stimmt.«

»Ich möchte dir eine Erklärung abgeben.« Zamorra senkte seine Stimme. »Du weißt über mein Amulett Bescheid, John. Du kennst seine Kraft und Stärke, und es ist sensibel. Es reagiert auf Strömungen und Gefahren wie ein Empfänger. Vorhin erwärmte es sich, und da wußte ich, daß in London irgend etwas passieren wird. Etwas Böses, Grauenvolles liegt auf der Lauer, und nicht nur auf der Lauer, John. Es ist bereits da. Ich fühle es deutlich. Das Amulett hat sich nicht umsonst erwärmt. Irgendwo hat das Grauen bereits zugeschlagen, und ich glaube auch, daß wir damit in Verbindung stehen.«

»Weißt du Genaueres?« fragte ich.

»Nein, leider nicht. Alles war zu undeutlich. Mir ist auch nicht bekannt, um welche Art Gefahr es sich handelt, aber mein Amulett hat sehr stark reagiert. Es muß schlimm sein.« Ich hatte keinen Grund, über Zamorras Worte zu lächeln oder etwa an ihnen zu zweifeln. Ich wußte um die Kraft seines Kleinods, und für uns war es jetzt wichtig, herauszufinden, wo das Böse zuschlagen würde.

»Konntest du es nicht lokalisieren?« fragte ich.

»Nein.« Zamorra strich sich über die Schläfen. »Es scheint über Groß-London zu schweben.«

»Mit anderen Worten, diese Stadt ist in Gefahr.«

»Ja, John.«

Ich spürte, daß auch mich die Erregung gepackt hatte. Mein Herz schlug schneller, und in meinen Achselhöhlen hatte sich der Schweiß gesammelt.

War es wirklich so schlimm, wie Zamorra angedeutet hatte? Wenn man nur wüßte, was es war!

»Fahr ruhig los«, sagte der Professor.

»Okay.« Ich ließ den Bentley anrollen. Automatisch schaltete ich das Radio ein. Country- und Westernmusik klangen aus den beiden Stereo-Lautsprechern. Ich hatte bewußt die Lautstärke heruntergedreht, horchte aber auf, als die Sendung für die Nachrichten unterbrochen wurde.

Um diese Zeit? Mehr als ungewöhnlich.

Es war eine Sondermeldung. Unwillkürlich stoppte ich, denn so etwas mußte ich hören.

Der Sprecher sagte: »Wie wir aus gut unterrichteten Kreisen erfuhren, weitete sich dieses unheimliche Geschehen aus. Vor allen Dingen im Stadtteil Kensington sind die Menschen in Panik geraten und geflohen. Den Zeugenaussagen nach dringen immer mehr Pflanzen aus den Abflüssen. Wie wir hörten, hat es bereits die ersten Toten gegeben. Zwei Spaziergänger hat es getroffen. Die Pflanzen haben ihre Körper regelrecht aufgelöst. Die Polizei steht vor einem Rätsel. Im Moment ist

man dabei, die entsprechenden Gebiete abzuriegeln.« Es entstand eine Pause. Dann sagte der Sprecher: »Soeben erhielten wir eine neue Meldung. Diese unheimliche Pflanzenpest hat auch auf die Stadtteile Notting Hill und Bayswater übergegriffen. Polizei und Feuerwehr sind im pausenlosen Einsatz. Wir werden Sie weiter informieren, Ladies and Gentlemen. Und noch ein Aufruf der Polizei. Bewahren Sie die Ruhe. Keine Panik, es würde alles nur noch verschlimmern.« Zamorra und ich schauten uns an. Und Suko sprach das aus, was wir beide dachten.

»Das Amulett hat schon vorgewarnt«, sagte er leise.

»Ja.« Ich nickte.

Schon meldete sich mein Autotelefon. Ich nahm ab und hörte die Stimme meines Vorgesetzten, Superintendent Powell.

»Endlich erreiche ich Sie«, sagte er. »Haben Sie gehört, was geschehen ist?«

»Ja, Sir!«

»Ein Job für Sie, John. Diese unheimlichen Pflanzen können nicht von dieser Welt sein. Sehen Sie zu, daß Sie das Grauen stoppen. Sie haben jegliche Vollmachten. Entsprechende Befehle sind bereits an die einzelnen Einsatzleiter gegangen. Ich möchte nicht, daß London zu einem Todesgarten wird. Mich erreichen Sie jederzeit im Büro. Geben Sie mir weitere Berichte, falls sich irgend etwas verändert. Sei es nun auf positive oder negative Weise.«

»Ich habe verstanden, Sir.«

Plötzlich sagte Zamorra: »Dieser Herd des Grauens ist genau dort, wo sich das Hilton Hotel befindet. Und da wohnen wir. Nicole Duval ist noch da.«

Ich konnte dem Parapsychologen nachfühlen, wie es in seinem Innern aussah.

Nicole Duval befand sich im Zentrum des Grauens… Ich gab Gas.

Wir wurden in die Polster gepreßt. Wir hatten eine ganz schöne Strecke zurückzulegen. Ich sah zu, daß ich auf die Oxford Street kam.

Sie durchschneidet den Großteil Londons von Westen nach Osten.

Wir fuhren in Richtung Westen.

Ich hielt das Radio an und wartete auf neue Meldungen. Noch kam nichts, aber wir merkten, daß etwas los war. Noch nie hatte ich so viele Feuerwehrwagen unterwegs gesehen. Sirenen jaulten und heulten. Wagen der Polizei und Ambulanz jagten sich gegenseitig.

London wurde langsam aber sicher zu einer brodelnden Hölle.

Ich fragte Zamorra nach einer Erklärung. Er hatte keine, nur Vermutungen.

»Vielleicht sind es Erddämonen, die ans Tageslicht gestiegen sind«, sagte er. »Was wissen wir schon von den Kräften, die im Innern der Erde schlummern? Ich habe mich neulich mit alten Sagen beschäftigen

müssen, in denen die Dämonen der Natur vorkamen. Feuer- und Erdgeister, Tierdämonen, ein ungeheures Gebiet und überhaupt noch nicht erforscht. Geh zu alten Indianerstämmen, John, und du wirst eine Magie erleben, wie wir sie überhaupt nicht kennen. Oder frage Suko. Die chinesische Mythologie ist uns ebenfalls so rätselhaft wie die tibetanische oder orientalische. Wir haben noch verdammt viel Arbeit vor uns, John.«

Ich nickte, denn ich konnte Zamorra nur zustimmen. Es würde schlimm werden.

Vorn sah ich schon den Hyde Park. Die Oxford Street, die dort Bayswater Street heißt, führt an der nördlichen Grenze des Hyde Park vorbei.

Ich hatte meine Blicke überall und suchte förmlich nach den gefährlichen Pflanzen.

Noch war nichts zu sehen. Ich trat das Gaspedal durch. Die Überholspur schien mir allein zu gehören.

Wir ließen den Hyde Park hinter uns. Ich ging mit der Geschwindigkeit herunter und bog an der U-Bahn-Station Holland Park in die Holland Walk Street ein.

Vorn sah ich schon die Lichter einer Absperrung. Ein Zeichen, daß wir uns dem Zentrum des Schreckens näherten. Links lag der U-Bahn-Eingang. Es war ein Schacht, der in die Tiefe führte.

»Stopp!« schrie Suko.

Automatisch trat ich die Bremse.

Der Bentley schlingerte etwas, stand aber dann.

Suko riß schon die Tür auf und deutete auf den Eingangsschacht.

»Da sind die Pflanzen!« rief er und rannte los.

Einen Herzschlag später jagten Professor Zamorra und ich ihm nach…

***

Nicole Duval senkte den Hörer auf die Gabel. Ihr Rücken war eine einzige Gänsehaut. Das Gurgeln der Frau echote noch in ihren Ohren nach.

Sie sprang auf und hörte das Knirschen einer Tür. Ihre Augen wurden groß.

Die Tür zum Bad – sie bewegte sich.

Etwas drückte von innen dagegen. Etwas, das eine unvorstellbare Kraft hatte.

Die Pflanzen…

Mit einem Krach platzte die Tür auseinander. Sie zersplitterte in der Mitte, und die Pflanzen rissen ein gewaltiges Loch in das Holz. Dort quoll es grün hervor.

Widerlicher grüner Schleim, der sich sofort im Zimmer ausbreitete

und seinen Weg zu Nicole fand.

Wie Schlangen wanden sich die Pflanzen über den Fußboden. Sie hatten Ableger bekommen, an denen große Blätter klebten, die wiederum mit Äderchen durchzogen waren, in denen der rote, an helles Blut erinnernde Saft pulsierte.

Nicole konnte in das Bad hineinschauen.

Sie sah nur eine einzige grüne Masse, die alles verdeckte. Die Wanne, die Dusche, die Wände. Alles wurde von den unheimlichen Pflanzen gefressen.

Es war grausam…

Ein paar Sekunden brauchte Nicole Duval, um ihren Schock zu überwinden.

Sie ließ alles liegen und stehen, raffte nur ihre Handtasche an sich und hetzte zur Tür.

Nicole riß die Tür auf und hörte erst jetzt die Schreie der anderen Hotelgäste.

Dabei wurde ihr klar, daß nicht nur sie mit den Pflanzen Kontakt gehabt hatte. Anderen Gästen mußte das gleiche Schicksal widerfahren sein.

Grauenhaft…

Nicole hetzte auf den Hotelgang zu. Aus dem Zimmer gegenüber stürzte eine Frau. Ihre Augen waren angstgeweitet, auf dem Gesicht lag das Grauen.

Sie trug ein kleines Kind auf dem Arm. Das Baby schrie und weinte.

Doch die Frau kam nicht mehr dazu, über die Schwelle in den Gang zu springen.

Die nächsten Sekunden liefen für Nicole Duval wie in Zeitlupe ab.

Aus dem Zimmer schlängelte ein tentakelartiges Gebilde, wischte plötzlich über den Boden und umklammerte den rechten Knöchel der fliehenden Frau.

Ein Ruck, und die Frau fiel.

Sie schrie auf.

Der Schrei machte Nicole mobil. Sie sah die Frau fallen und hatte eine Heidenangst um das Kind. Wenn es auf den Boden prallte, dann…

Nicole Duval dachte nicht mehr weiter, sondern reagierte. Sie wuchtete sich vor und fing die fallende Frau auf. Plötzlich hielt sie das Kind in den Armen, während die Frau zu Boden fiel und von Nicole nicht mehr gehalten werden konnte.

Zamorras Sekretärin wurde zur Helferin in der großen Not. Sie nahm das Kind, lief ein paar Schritte weiter und setzte es kurzerhand auf den Fußboden.

Dann hetzte sie wieder zurück, denn die Frau brauchte ihre Hilfe. Sie kam gegen die Kraft der mörderischen Pflanzen nicht an.

Noch immer umklammerte der Tentakel den Knöchel der

Unglücklichen. Er hatte die Kraft der Hölle. Ohne daß sich das bedauernswerte Opfer dagegen wehren konnte, wurde es wieder in das Zimmer hineingezogen.

Zoll für Zoll.

Die Frau versuchte ihre Hände in den Teppich zu krallen, doch es mißlang.

Ihre Finger rutschten ab.

Sie schrie…

Nicole war alarmiert. Es befanden sich zwar noch weitere Gäste auf dem Flur, aber die kümmerten sich nur um sich selbst. Sie rannten von wilder Angst geschüttelt zu den Fahrstühlen und Treppenaufgängen.

Die Angst ging um im Hilton. Jeder dachte nur daran, sein eigenes Leben in Sicherheit zu bringen. Nicole aber wollte die Frau retten.

Sie mußte sie retten.

Das Kind schrie, aber darum konnte sich niemand kümmern. Die Pflanze hatte soviel Kraft, daß sie ihr Opfer immer weiter auf das Zimmer zuzog.

Nicole Duval bückte sich, umfaßte die Achseln der Frau, hob deren Oberkörper an und zog.

»Stützen Sie sich mit den Beinen ab!« schrie Nicole Duval der Frau zu.

»Ja!« keuchte sie und versuchte es, doch auf dem glatten Teppich rutschte sie ab.

Nicole aber gab nicht auf. Sie kämpfte verbissen gegen dieses grüne Monster, und sie schaffte es.

Sie zog die Frau weiter in den Gang hinein, weg von der verdammten Zimmertür, hinter der das Grauen lauerte. Der Tentakel wurde lang und länger und dünn wie Zwirn.

Dann riß er.

Geschafft!

Nicole hätte heulen können vor Freude.

Doch die Frau hatte den Schock noch längst nicht überwunden. Sie stierte Nicole an wie eine Geisteskranke. »Weg!« Nicole schrie. »Wir müssen weg hier!«

Die Frau verstand sie nicht. Sie klammerte sich an Nicole wie an einen Rettungsanker und stammelte sinnlose Worte. Zamorras Sekretärin griff zur einzig wirksamen Methode. Sie schlug der Frau ins Gesicht.

Zweimal klatschten die Schläge gegen die Wangen. Es half. Das Schreien verstummte.

»Nehmen Sie Ihr Kind!« befahl Nicole.

»Ja, ja.« Die Frau hatte zwar geantwortet, aber nicht richtig verstanden. Sie war noch immer völlig durcheinander. Nicole ergriff die Initiative, packte das Baby, das sich zum Glück beruhigt hatte und

Nicole aus großen Augen anschaute –, und übergab es der Mutter.
»Halten Sie es fest«, sagte Nicole.
Sie hatte die Worte kaum ausgesprochen, als wie auf ein geheimes Kommando hin mehrere Zimmertüren aufplatzten und sich die grünen Pflanzen in den Gang wälzten.
Auch vor ihnen.
Der Weg zu den Fahrstühlen war versperrt!
Bis auf eine schmale Lücke. Und bevor die sich schloß, mußten Nicole und die Frau durch sein.
Das sagte sie auch.
»Reißen Sie sich jetzt zusammen, Madam! Wir müssen jetzt alles einsetzen!«
Die Frau nickte.
Nicole hoffte nur, daß sie verstanden worden war, und dann rannte sie los. Sie hielt die Frau an der Hand gepackt, und was sie kaum zu hoffen gewagt hatte, trat ein.
Sie schafften es.
Sprangen durch die Lücke, die die Horror-Pflanzen noch gelassen hatten.
Jetzt war wenigstens der Weg zum Lift frei. Er befand sich dort, wo der Gang breiter wurde und einige Sitzgruppen sowie Blumenkübel standen.
Nicole stand als erste vor dem Lift.
An der Anzeige erkannte sie, daß er sich vier Etagen unter ihnen befand.
Hoffentlich war er frei…
Nicole drückte.
Die Anzeigetafel leuchtete auf. Stockwerk für Stockwerk wurde angezeigt. Der Lift schoß hoch – war da…
Automatisch glitten die beiden Türhälften auseinander.
Nicole wollte schon einsteigen, als sie eine Fußweite vor dem Aufzug stehenblieb.
Was sie im Lift sah, war das nackte Grauen…

***

Suko rannte mit Riesensätzen auf den Eingangsschacht zu. Und wie ein Blitzstrahl zuckte plötzlich die Erkenntnis einer großen Gefahr durch mein Hirn.
»Nicht, Suko!« rief ich. »Bleib stehen!«
Er hörte mich und wandte sich irritiert um.
Ich aber hatte kehrtgemacht, öffnete den Kofferraum des Bentley und Sekunden später auch unseren Einsatzkoffer. Suko hatte mich gesehen und lief zurück.
Nur Zamorra stand noch unschlüssig auf halber Strecke. Ich hatte

auch nicht die Zeit, ihm jetzt noch großartige Erklärungen abzugeben, denn das Geschehen im U-Bahn-Schacht mußte gräßlich genug sein.

Davon zeugten erstickt klingende Schreie, die bis an unsere Ohren drangen.

Menschen befanden sich in Gefahr!

Wir mußten sie retten.

Ich holte die Dämonenpeitsche aus meinem Koffer und warf sie Suko zu.

Der röhrenförmige Gegenstand überschlug sich zweimal in der Luft, bevor Suko ihn geschickt auffing.

»Danke!« rief er.

Zamorra faßte mich an der Schulter. In seinen Augen las ich eine Frage. »Was hast du vor?«

»Das wirst du gleich sehen«, erwiderte ich. Ich hatte mir den silbernen Dolch aus dem Koffer geholt. »Hast du eine Pistole?« fragte ich den Professor.

»Nein, nur das Amulett.«

»Willst du meine Waffe haben?«

»Silberkugeln?«

»Ja.«

Zamorra nickte. Ich gab ihm die Beretta. Jetzt verließ ich mich auf den geweihten Dolch und auf mein Kreuz, das an einer silbernen Kette befestigt um meinen Hals baumelte. Suko war schon vorgegangen. Aus dem Schacht quoll es ihm entgegen. Ein regelrechter Berg von Pflanzen. Sie schimmerten nicht nur grün, sondern auch braun und rot. Rot in allen Farbnuancen. Hellrot, dunkelrot, bis hin zum blassen Rosa.

Dämonische Pflanzen, Teufelswerk. Hart hielt ich den Griff des Dolches umklammert. Ich war bereit, mit ihm wie ein Dschungelkämpfer zu fighten.

Und dabei sollte mir das Messer helfen.

Suko hatte einen Vorsprung gewonnen. Ich folgte ihm, und Zamorra bildete den Schluß. Schußbereit hielt er meine Beretta in der rechten Hand.

Suko hatte die Dämonenpeitsche schon ausgefahren. Die drei magischen Schnüre berührten den Boden.

Noch…

Dann aber holte Suko aus. Ich blieb unwillkürlich stehen und hielt den Atem an, als die drei Peitschenriemen in das magische Gewächs hineinfegten.

Suko begleitete den Schlag mit einem Schrei.

Und die Peitsche riß ein Loch. Sie fetzte eine regelrechte Bresche in die mörderische Pflanzenwand. Wo die Peitsche getroffen hatte, verkohlten die Pflanzen, und es blieben nur schwarze, qualmende

Reste und Strünke übrig.

Der Chinese drehte sich um und winkte. »Kommt!« schrie er. »Wir packen es!«

Jetzt gab es auch für uns kein Halten mehr. Während Suko vorging und mit der Peitsche immer größere Breschen schlug und sich einen Tunnel bahnte, folgten wir ihm auf dem Fuß. Doch die Pflanzen erholten sich rasch. Lange, tentakelartige Gebilde peitschten von beiden Seiten auf uns zu, aber da war ich mit meinem magischen Dolch zur Stelle.

Die Klinge blitzte auf, und eiskalt kappte ich die Lianen. Wenn das Silber sie berührte, fielen sie ab und verdorrten. So wollte ich es haben.

Wir kämpften uns weiter durch die grüne Wand.

Kaum vorstellbar, daß sie bis zur Decke reichte und immer noch weiter aufquoll.

Etwas fiel von oben herab. Suko hatte es nicht mit der Peitsche berührt.

Meine Hand zuckte hoch.

Blitzschnell durchteilte die Klinge den Pflanzenarm. Vor mir klatschte er zu Boden.

Dann aber passierte es.

Sukos rechter Fuß verfing sich in einer grünen Schlinge.

Alles ging so rasch, daß der Chinese das Gleichgewicht verlor und zu Boden fiel.

Sofort griffen die Pflanzen an.

Eine umklammerte Sukos Arm. Es war der rechte, ausgerechnet der, der die Dämonenpeitsche hielt. Gleichzeitig schob sich ein Tentakel auf Sukos Kopf zu.

Zamorra erfaßte die Situation sofort. Hinter mir blaffte ein Schuß auf.

Die silberne Kugel zerriß den Tentakel, noch bevor er Sukos Kopf erreichte.

Damit bewies Zamorra, daß er nicht nur ein hervorragender Wissenschaftler, sondern auch ein ausgezeichneter Schütze war.

Ich hechtete vor und zerschlug den Fangarm, der Suko festhielt.

»Danke«, sagte mein Partner und richtete sich auf.

Die Treppe hatten wir schon hinter uns gelassen, und wir waren bereits durch den Pflanzenberg.

Zwei Sekunden später standen wir in der U-Bahn-Station. Ich blickte mich um.

Am Gleis stand ein Zug. Die Türen waren nicht geschlossen, ich konnte durch die Wagen schauen.

Durch leere Wagen.

Aber ich sah die Fahrgäste.

Etwa dreißig Menschen standen mit dem Rücken dicht an die gekachelte Wand gepreßt. Auf ihren Gesichtern spiegelte sich das Grauen wider, das sie in den letzten Minuten empfunden hatten.

Rasch lief ich an dem abgestellten Zug vorbei. Die Gefahr war noch nicht gebannt.

Die Pflanzen krochen weiterhin aus den Gullys und Abflüssen. Ich entdeckte sie, als ich das Ende des Zuges erreicht hatte.

Ein Gullydeckel war weggesprengt. Lange Arme krochen aus der Öffnung und nahmen sofort Kurs auf die Menschen. Suko überholte mich.

Mit der Dämonenpeitsche fegte er die Tentakel zur Seite, so daß nur verkohlte Reste zurückblieben.

Die verängstigten Menschen starrten uns an wie Geisteskranke. Sie schienen nicht begreifen zu können, daß wir Mittel besaßen, um mit den Pflanzen aufzuräumen.

Ich lächelte den Fahrgästen zu.

Unter ihnen sah ich Frauen und Kinder. Nicht auszudenken, was geschehen wäre, wenn sie in die Gewalt dieser Horror-Pflanzen geraten wären.

Meiner Meinung nach besaßen die Pflanzen eine gewisse Intelligenz. Ihr Vorgehen allein zeugte schon davon. Sie waren nicht direkt auf die Menschen losgegangen, sondern hatten den schmalen Treppenschacht abgeriegelt, um ihre Opfer in der Falle zu haben.

Sie wurden gelenkt. Aber von wem?

Welch teuflisches Gehirn hatte sich diesen schrecklichen Angriff ausgedacht?

Und noch etwas sahen wir.

Der Rest der Pflanzen zog sich zurück. Die grünen Lianen krochen über den Boden auf die Gullys zu und verschwanden, als hätte es sie nie zuvor gegeben.

Die Gefahr war gebannt.

Vorläufig wenigstens.

Ich ging zu den Fahrgästen, während Suko weiterhin nach Überresten suchte und mit der Dämonenpeitsche zuschlug, wenn er welche fand.

Mein Lächeln fiel sehr optimistisch aus, als er sagte: »Sie brauchen nichts mehr zu befürchten. Die Gefahr ist vorbei.« Einige Frauen und Kinder weinten. Ich konnte die Leute verstehen. Sie hatten in den letzten Minuten Schreckliches durchlitten.

Zamorra hielt sein Amulett in der Hand.

Er stand neben dem Zug, hatte die Augen halb geschlossen und konzentrierte sich.

Ich ließ ihn, denn ich wußte von seinen Erzählungen, welche Kräfte in diesem Talisman steckten.

Vielleicht konnte Zamorra sogar die Ursache dieser Invasion

herausfinden.

Vom Treppenaufgang her hörte ich Stimmen und Schritte, Befehle hallten durch den U-Bahn-Tunnel.

Polizisten drangen mit schußbereiten Waffen in den Bahnhof ein. Ihr Anführer war ein Inspektor, den ich zum Glück kannte.

Ich hob die Hand, und der Mann lief auf mich zu. »Sinclair!« keuchte er, und ich sah, daß sein Gesicht schweißüberströmt war. »Haben Sie eine Erklärung für das, was hier vorgefallen ist?«

»Vielleicht«, erwiderte ich, zog den Mann dann zur Seite, um unter vier Augen mit ihm zu sprechen.

Wir mußten jetzt alle zusammenhalten und vor allen Dingen die Nerven bewahren. Wenn jetzt Panik ausbrach, war die Millionenstadt London verloren…

***

Nicole Duval hörte hinter sich einen leisen Aufschrei. Dann die Stimme. »Ich – ich kann nicht mehr…«

Im nächsten Moment brach die Frau zusammen.

Das Kind begann wieder zu weinen, und Nicole preßte die Lippen zusammen, um ihr Entsetzen ebenfalls nicht hinauszuschreien.

Der Fahrstuhl war verseucht.

Die dämonischen Pflanzen hatten bereits von ihm Besitz ergriffen. Sie waren überall, klebten an den Wänden, ringelten über dem Boden und bedeckten Teile der Schalttafel.

Doch das war nicht das Schlimmste.

Zwischen den Pflanzen befand sich ein Mensch.

Er lag verkrümmt auf dem Boden. Zahlreiche Fangarme hatten sich um seine Kehle gewickelt und ihn erwürgt. Der Mann trug nur eine Badehose. Er war sicherlich auf dem Weg zum Pool gewesen, als ihn das Schicksal ereilte.

Seine Haut aber wirkte wie Pergament, als wäre sie ausgetrocknet.

Hatten ihm die Pflanzen jegliche Flüssigkeit ausgesaugt? Für Nicole Duval gab es keine andere Erklärung.

Ihr wurde klar, daß sich die Pflanzen von den Menschen ernährten. Sie brauchten die Körperflüssigkeit, um weiter existieren zu können.

Welch ein Grauen…

Doch die Schrecken waren noch nicht beendet. Nicole sah etwas, das dem Überfall eine völlig andere Dimension gab. Aus der Schulter des Toten wuchsen – Pflanzen.

Tief atmete Nicole ein. Deutlich erkannte sie die kleinen frischen Blätter, und sie konnte zusehen, wie sie weiterwuchsen, wie die Haut des Toten dabei zusammenfiel und zu einem Pflanzenarm oder -stengel wurde.

Innerhalb des Fahrstuhls bewegte sich dieser grüne Wahnsinn. Für

Nicole interessierten sich die Pflanzen nicht, sie hatten ihr Opfer gehabt. Zamorras Sekretärin wollte es auch gar nicht erst so weit kommen lassen. Sie drückte auf den Knopf, der den Kontakt für eine Kellerfahrt in Bewegung setzte, und trat zurück.

Mit kalkweißem Gesicht wandte sich Nicole Duval um. Ihr Blick fiel dabei auf einen der Gummibäume, eine Pflanze, die etwa einen Yard hoch war. Auch sie bewegte sich.

Ihre Blätter schwangen auf und nieder wie Wellen, der Stiel drehte sich, neigte sich einmal nach vorn, dann wieder zur Seite und kippte dann nach hinten.

Nicole schluckte.

In dieser Situation empfand sie den Vorgang als ein makabres Schauspiel.

Doch sie hatte andere Sorgen. Nicole mußte sich um die bewußtlose Frau kümmern.

Das Baby hatte aufgehört zu schreien, es wimmerte nur noch leise.

Zum Glück war die Frau, von der Nicole nicht einmal den Namen wußte, mit dem Rücken an der Wand entlang gerutscht. Sie war also nicht hart hingefallen und hatte sich dabei auch nicht verletzt oder irgend etwas geprellt.

Schnell ging Nicole neben ihr in die Knie und schlug ihr ins Gesicht. Es war mehr ein Tätscheln, aber aus Erfahrung wußte sie, daß diese Methode fast immer Wirkung zeigte.

Auch bei der Frau.

Verwirrt öffnete sie die Augen, sah Nicoles Gesicht über sich und preßte das Kind an ihre Brust.

»Wir müssen weg«, sagte Nicole.

»Ich – ich war ohnmächtig, nicht wahr?«

»Ja.«

Die Frau schluckte. »Es kam alles so plötzlich, wissen Sie. Ich konnte nichts dagegen machen. Bitte entschuldigen Sie.«

Wenn jemand für die Frau Verständnis hatte, dann Nicole. »Es ist doch ganz natürlich, was Ihnen passiert ist. Kommen Sie, ich nehme das Kind. Ein Mädchen?«

»Ja.«

Für einen Augenblick leuchteten die Augen der Frau auf. Da war der Schrecken überwunden.

Die Frau war etwas älter als Nicole. Sie hatte blondes Haar, ein rundes Gesicht und zahlreiche Sommersprossen auf der Haut. Sie trug ein zweiteiliges blaues Kleid mit einem modernen Blümchenmuster.

Nicole sagte ihren Namen.

»Ich heiße Maggie Prince.«

»Ich sage einfach Maggie«, lächelte Nicole.

»Und ich Nicole.«

Die banalen Worte taten beiden gut. Sie lenkten sie von der schlimmen Wirklichkeit für einen Moment ab.

Maggie Prince stemmte sich hoch. Nicole wollte ihr helfen, doch sie schüttelte den Kopf. »Nein, etwas möchte ich selbst machen.«

Ziemlich wacklig blieb sie stehen. Nicole gönnte ihr einige Sekunden zum Ausruhen. Das Baby hatte sich beruhigt. »Ich wundere mich, daß Karen nicht mehr schreit«, sagte ihre Mutter.

»Seien wir froh.«

»Wenn nur mein Mann hier wäre…«

Nicole schüttelte den Kopf. »Denken Sie jetzt nicht an Ihren Mann, Maggie. Sie selbst sind jetzt im Augenblick wichtiger.«

»Ja, natürlich.«

»Da der Fahrstuhl defekt ist, müssen wir die Treppe nehmen«, sprach Nicole weiter. »Ich werde vorgehen. Können Sie wieder das Kind zurücknehmen?«

»Bitte.«

Nicole Duval wurde die kleine Karen los und ging vor. Die Treppe war ziemlich breit, hatte keine engen Kehren, sondern zwischen den einzelnen Aufgängen breite Absätze.

Nicole nahm die Stufen sehr vorsichtig. Sie hielt sich dabei immer dicht an der Wand, denn mit bösen Überraschungen mußte man in diesem Hotel stets rechnen.

Es war ruhiger geworden. Keine panikerfüllten Stimmen mehr und keine Schreie.

Hatten die Gäste bereits das Hotel verlassen?

Eine schreckliche Vorstellung.

Hin und wieder warf Nicole Duval einen Blick zurück und schenkte Maggie Prince ein aufmunterndes Lächeln.

Die Frau lächelte zurück.

Karen schlief wieder. Sie hatte ihren kleinen Daumen in den Mund gesteckt und nuckelte daran.

Bis zur ersten Etage ging alles gut.

Dann blieb Nicole ruckartig stehen.

Die vier letzten Stufen wurden bereits von den Horror-Pflanzen überwuchert. Wie ein Spinnennetz hatten sie sich auf der Treppe verteilt, bewegten sich, dehnten sich aus und krochen schon über die anderen Stufen.

Es wurde gefährlich.

Maggie bekam es mit der Angst zu tun.

»Da kommen wir nie vorbei«, schluchzte sie.

»Keine Panik!« zischte Nicole.

Sie warf einen Blick nach links und erkannte, daß die grünen, schlangenartigen Gewächse auch das Treppengeländer erobert hatten. Wie Stricke wanden sie sich um den polierten Handlauf.

Es gab für die beiden Frauen keine andere Möglichkeit. Wenn sie entkommen wollten, mußten sie die letzten Stufen überspringen, noch bevor sich die Pflanzen um ihre Beine wickelten.

Aber es mußte sofort geschehen.

»Springen!« rief Nicole über die Schulter zurück. »Wir müssen springen, Maggie!«

»Und das Kind?«

Ja, verflixt. Nicole Duval nagte auf der Lippe, während die Pflanzen immer weiterkrochen. Dann sagte sie: »Geben Sie mir die Kleine, Maggie. Ich müßte es schaffen.«

Nicole lief zwei Stufen höher und nahm der jungen Mutter das Kind ab.

Sie preßte die Kleine mit der linken Hand fest an sich, überlegte erst gar nicht mehr, lief die Stufen hinab, gab sich Schwung und stieß sich dann ab.

Nicole sprang die letzten vier Stufen hinunter und beglückwünschte sich dazu, Schuhe mit flachen Absätzen angezogen zu haben. Sie kam gut auf, knickte nicht um, sondern fing den Schwung wunderbar ab.

Auf der Stelle wandte sie sich um. »Und jetzt Sie, Maggie. Springen Sie…«

Maggie zögerte noch.

»Schnell!« rief Nicole, denn sie sah, daß sich einige Pflanzen bereits aufrichteten, um ihr Opfer noch mitten im Sprung zu erwischen.

Vielleicht war es Nicoles warnende Stimme, vielleicht auch die Sorge um das Kind, auf jeden Fall stieß sich Maggie Prince kraftvoll ab und sprang auf Nicole Duval zu.

Ein Pflanzenarm reckte sich plötzlich hoch. Er klatschte auch gegen Maggies Schuh, rutschte aber zum Glück daran ab, ehe er zupacken konnte.

Maggie Prince war nicht so sportlich wie Nicole Duval. Maggie stürzte.

Ihr Gesicht verzerrte sich, als sie mit der rechten Schulter aufschlug.

»Sind Sie verletzt?« fragte Nicole.

»Nein, nein, ich glaube nicht. Es – es geht schon.«

Nicole streckte den freien Arm aus und half Maggie Prince beim Aufstehen.

»Danke!« flüsterte sie.

Nicole winkte ab. »Bedanken können Sie sich später, Maggie. Dafür haben wir jetzt keine Zeit. Wir müssen raus.« Maggie nickte.

Aber das war alles leichter gesagt, als getan.

Die Pflanzen waren die Herren des Hotels.

Sie hatten sämtliche Ausgänge versperrt!

Nicole und Maggie sahen den grünen Wall, als sie in das Foyer liefen.

Entsetzt prallten beide zurück.

»Das gibt es doch nicht«, hauchte Maggie.
Nicole war sprachlos.
Die Pflanzen standen wie eine Wand, die sich bewegte, rumorte, verdaute und schmatzte. So jedenfalls hörten sich für Nicole die Geräusche an, die die Mörderpflanzen abgaben. An ein Durchkommen war nicht zu denken. Sie hätten schon Macheten haben müssen, um den Wall zu zerstören.
Die Pflanzen waren überall. Und sie schimmerten manchmal in sämtlichen Farben des Spektrums.
Die Fensterscheiben waren zerstört. Die Pflanzen hatten sie herausgepreßt.
Maggie Prince begann zu schluchzen. »Wir sind gefangen!« jammerte sie. »Wir kommen nicht mehr raus. Es gibt keinen Ausweg…«
Nicole erwiderte nichts. Erst nach einer Weile sagte sie: »Ich sehe mal nach. Nehmen Sie das Kind solange.«
Maggie erschrak. »Wollen Sie mich allein lassen?«
»Nur für einen Moment. Ich bin gleich wieder da.« Nicole lächelte verzerrt. »Und rühren Sie sich nicht von der Stelle!« Maggie nickte unter Tränen.
Nicole lief an der Rezeption vorbei, dort wo es in den Speisesaal und die Bar ging.
Nach fünf Schritten blieb sie stehen. Es hatte keinen Zweck mehr, weiterzulaufen.
Auch im Speisesaal und in der Bar hatten die Pflanzen ihr Vernichtungswerk fortgesetzt.
Sie waren jetzt die Herren.
Aber wo befanden sich die Menschen? Bei dem Gedanken daran, daß sie unter Umständen von den Pflanzen getötet worden waren, wurde es Nicole schlecht.
Sie glaubte nicht daran oder wollte nicht daran glauben.
Wie verloren stand Nicole in der Halle. Als einziges menschliches Lebewesen zwischen all dem Horror, den gewaltigen dämonischen Pflanzen, die sich immer weiter ausbreiteten und versuchten, Nicole Duval einzukesseln.
Zamorras Sekretärin schritt zurück. Sie wollte wieder zu Maggie Prince.
Die Frau hatte Angst, und das Alleinsein steigerte das Gefühl noch mehr.
Überall knirschte und knackte es. Die Scheiben zum Speiseraum und zur Bar hin waren schon längst zu Bruch gegangen. Große, zackige Glassplitter lagen auf dem Boden zwischen umgeworfenen Stühlen und Tischen sowie Hockern und Werbetafeln. Sogar Münzen und Geldscheine sah Nicole, und sie erkannte, daß die Pflanzen an den Außenwänden immer höher wuchsen.

Wenn es so weiterging, würden sie bald das Hotel umspannen wie ein riesiger Kokon.

Maggie Prince wartete schon. »Endlich«, sagte sie, als Nicole bei ihr war. »Haben Sie einen Ausweg gefunden?«

Nicole schüttelte den Kopf. »Leider nein. Wir müssen woanders suchen.«

»Aber wo?« rief Maggie verzweifelt. Ihre Augen waren vom Weinen gerötet, ihre Stimme klang rauh.

»An der Rückseite vielleicht.«

»Vielleicht, vielleicht. Davon haben wir nichts. Ich will hier raus. Ich will leben!«

Die letzten drei Worte schrie sie. Ihre Stimme hallte schaurig in der menschenleeren Hotelhalle nach.

»Reißen Sie sich zusammen!« fuhr Nicole die Frau an.

Maggie nickte. »Sorry, ich…«

»Schon gut.« Nicole schaute sich um. Sie deutete nach links, in die entgegengesetzte Richtung der Rezeption. »Dort müßten wir nachsehen.«

Die beiden Frauen schritten Seite an Seite. Und beide zuckten zusammen, als hinter ihnen krachend die linke Türhälfte zum Speiseraum umkippte und zersplitterte.

Der Pflanzendruck hatte sie buchstäblich aus den Angeln gerissen.

Sie gelangten in die Ladenstraße des Hotels. Schritten vorbei an Boutiquen, Tabak- und Zigarettenläden, Kiosken und Parfümerien.

Menschenleer…

Nicole kam sich vor wie in einem SF-Film, in dem die Pflanzen die Herrschaft über die Erde angetreten hatten. Die Läden waren noch nicht zerstört, da die höllische Flora bis hierher nicht vorgedrungen war.

Aber Nicole sah sie bereits vor den Schaufensterscheiben, so daß sie da auch nicht entkommen konnten.

Langsam schwand ihre Hoffnung, überhaupt noch aus diesem Teufelsrevier zu fliehen. Die Pflanzen hatten alles buchstäblich abgeriegelt. Es war aus…

Sie stiegen über einen umgefallenen Zeitungsständer hinweg, sahen links die Telefonboxen, und da hatte Nicole eine Idee.

»Moment mal«, sagte sie zu Maggie und lief auf die nächste Zelle zu.

Zamorras Nummer kannte sie auswendig. Er hinterließ immer seine Rufnummer, wenn er und Nicole sich für eine Weile trennten.

Nicole Duval klemmte den Hörer an ihr Ohr, doch sie bekam keine Verbindung.

Die Leitung war tot…

Resigniert schritt die junge Französin wieder zurück. »Es geht nicht«, sagte sie zu Maggie.

»Wenn ich nur wüßte, wo die anderen geblieben sind. Ob sie es alle geschafft haben, rechtzeitig zu fliehen?«

»Keine Ahnung.« Nicole schaute nach vorn und sah am Ende der Ladenstraße plötzlich eine Bewegung.

Da war ein Mensch!

»Hallo!« rief Nicole. »Mister, bleiben Sie…«

Der Mann, der eben wieder verschwinden wollte, blieb stehen. Allerdings in lauernder Haltung, um rasch wieder fliehen zu können.

So schnell es ging, hasteten Nicole und Maggie auf den Mann zu. Er war ein Bediensteter des Hotels, trug den Frack eines Obers, und Nicole las in seinen Blicken Angst.

»Wo kommen Sie denn her?« fragte der etwa fünfzigjährige Mann erstaunt.

»Wir waren noch oben«, erklärte Nicole.

»Sie haben es tatsächlich geschafft?«

»Das sehen Sie doch.« Nicole hatte es eilig, denn als sie einen Blick über die Schulter warf, sah sie schon am Beginn der Ladenstraße den ersten Pflanzenableger herankriechen. »Wo sind die anderen Gäste?« fragte sie.

»Im Keller!«

»Sie haben sich retten können?«

Der Ober lachte bitter. »Was heißt hier retten, Madam? Es ist wahrscheinlich nur ein Aufschub. Der Keller hat Stahltüren, und bis die von den Pflanzen aufgedrückt worden sind, dauert es eine Zeit.«

»Bis dahin ist vielleicht Rettung eingetroffen«, hoffte Nicole Duval.

Der Mann schaute sie an wie eine Geisteskranke. »Rettung? Wer sollte uns denn hier herausholen? Die Leute kommen doch nicht durch den Wall. Und die Verbindungen nach draußen sind unterbrochen. Kein Telefon, kein Licht, nichts.«

»Und im Keller?« fragte Maggie Prince.

»Wir haben Kerzen, Madam.«

»Gut, dann wollen wir nicht länger warten«, sagte Nicole entschlossen. »Lassen Sie uns mitgehen.«

»Bitte, wenn Sie wollen. Aber es ist nur ein Aufschub.«

»Abwarten.« Nicole war da optimistischer. Sie hatte schon des öfteren in Situationen gesteckt, die hoffnungslos aussahen, doch es hatte noch immer eine Rettung gegeben. Der Mann ging vor.

Am Ende der Ladenstraße bogen sie rechts um die Ecke und erreichten dann eine Tür aus Stahl. Sie war beschriftet.

FÜR UNBEFUGTE KEIN ZUTRITT.

»Das ist einer unserer Wege in den Keller und ins Proviantlager«, erklärte der Ober.

Nicole Duval lächelte. »Dann brauchen wir also nicht zu verhungern.«

»Nein, das bestimmt nicht.« Der Ober öffnete die Tür. »Bitte sehr«, sagte er, »aber geben Sie acht.«

»Ja, danke.« Nicole schritt über die Schwelle. Schon hier oben vernahm sie die Stimmen der Hotelgäste. Auf jeder zweiten Stufe stand eine brennende Kerze. Sie war mit Wachs am Boden festgeklebt. Durch den Windzug begannen die Kerzen zu flackern und zauberten gespenstische Schattenfiguren an die kahlen Betonwände.

Hinter sich vernahm Nicole die Schritte der anderen. Zwei Männer nahmen sie unten in Empfang.

»Sie waren noch oben?« wurde sie gefragt.

»Ja.«

Plötzlich war Nicole Duval von Neugierigen umringt.

»Und? Sagen Sie, wie sieht es dort aus? Haben wir noch eine Chance? Reden Sie doch, mein Gott!«

Die Fragen stürmten auf Nicole ein, und sie konnte sie gar nicht so rasch beantworten. Als sie dann die Wahrheit sagte, waren die Menschen noch deprimierter.

Die junge Französin wußte auch nicht mehr, wie sie die Leute aufmuntern sollte, denn auch sie brauchte Trost. Inzwischen waren Maggie Prince und der Ober eingetroffen. Er führte die beiden Frauen tiefer in den Keller hinein. Es gab zahlreiche Vorratsräume, viele Gänge und Eisentüren.

Im größten Raum hatten sich die Gäste versammelt. Sie saßen auf am Boden liegenden Decken. Zwischen ihnen standen die brennenden Kerzen. Wenn die Situation nicht so ernst gewesen wäre, hätte man sie fast als gemütlich bezeichnen können.

Aber zwischen all den Menschen hockte unsichtbar die Angst vor einem grausamen Schicksal.

Auch Nicole Duval ließ sich nieder. Bereitwillig machte man ihr Platz. Hinter ihr weinte ein kleines Kind. Die Mutter versuchte es zu trösten, doch es war ein aussichtsloses Unterfangen.

Die junge Französin kam etwas zur Ruhe. Und jetzt erst merkte sie das Jucken auf ihrer rechten Schulter.

Nicole runzelte die Stirn, fuhr mit ihrem linken Arm unter den Pullover und dann hoch bis zur Schulter. Ihre Finger berührten die Stelle und…

Nicole Duval hatte das Gefühl, ihr Herz müßte stehenbleiben.

Zwischen Zeige- und Mittelfinger der linken Hand fühlte sie das Blatt einer Pflanze.

Es wuchs geradewegs aus dem Fleisch ihrer Schulter!

***

Der Kollege hieß Jackson und schaute mich an, als wäre ich für all das, was geschehen war, verantwortlich.

»Haben Sie eine Erklärung, Sir?« fragte er mich.
Ich griff nach meinen Zigaretten, überlegte es mir aber und steckte die Schachtel wieder weg. Nein, ich wollte versuchen, weniger zu rauchen. Hier fand ich eine gute Gelegenheit, einmal den Anfang damit zu machen.
»Wenn Sie von mir Wunderdinge erwarten, Kollege Jackson, so muß ich Sie leider enttäuschen. Ich bin ebenso weit wie Sie. Wahrscheinlich weiß ich sogar noch weniger. Tut mir leid.«
»Ja dann…« Er hob die Schultern.
»Sie sollten die Flinte nicht so rasch ins Korn werfen«, machte ich ihm neuen Mut. »Wir überlegen gemeinsam, was zu tun ist. Vielleicht fällt uns eine Lösung ein.«
Ich sah mich um. Jacksons Leute hatten sich verteilt. Sie schritten mit schußbereiten Waffen die U-Bahn-Station ab und wußten doch selbst, daß Revolver oder Gewehre gegen diese Kreaturen einer höllischen Flora machtlos waren.
»Die Waffen können Ihre Leute ruhig wieder einstecken«, sagte ich zu Jackson. »Die helfen nichts.«
»Und was sollen sie tun?« fragte er. »In den Tunnelschacht hineingehen? Vielleicht finden sie dort eine Spur dieser mordenden Pflanzen.«
»Die Pflanzen kommen nicht aus dem Tunnel«, sagte ich.
»Woher dann?«
»Haben Sie das nicht gesehen?« fragte ich zurück. »Aus den Gullys, den Waschbecken sicherlich – und was weiß ich nicht noch woher.«
»Was bedeutet das?« wollte Jackson wissen.
Ich hob die Schultern. »Fragen sie mich nicht, Inspektor. Ich habe nur Vermutungen.«
»Können Sie mir keine nennen?«
Ich schaute den Inspektor an. Er war ein wenig jünger als ich. Auf seinem Gesicht las ich die Angst zu versagen. Mir tat der Mann leid. Bestimmt bekam er von seinen Vorgesetzten Druck. Die saßen im gut gepolsterten Schlafsessel und warteten auf Erfolge.
Ich legte dem jungen Kollegen die Hand auf die Schulter. »Ich weiß nicht, was Sie sich alles von meiner Hilfe versprechen, auf jeden Fall bin ich nun genauso schlau wie Sie, wenn Sie das tröstet. Wie ich vorhin schon sagte, das Grauen kam aus den Waschbecken, Abflüssen und Gullys. Dabei liegt natürlich eine Vermutung sehr nahe.«
»Das Trinkwasser ist vergiftet!« erkannte der Inspektor richtig.
»An die Möglichkeit habe ich auch gedacht«, gab ich zu. »Aber wer tut so etwas?« rief der Inspektor verzweifelt. »Wer handelt so unverantwortlich?«
»Das müssen wir herausfinden.«
»Gangster? Terroristen?«

Ich schüttelte den Kopf. »Daran glaube ich nicht. Die hätten das Wasser regelrecht vergiftet.«

»Aber wer ist es dann?«

Ich verbiß mir eine Antwort. Hätte ich dem jungen Kollegen gesagt, ein Dämon wäre am Werk, wer weiß, wie er dann reagiert hätte.

Nein, diese Möglichkeit wollte ich vorerst für mich behalten.

Die Polizisten waren dabei, die verängstigten Menschen aus der U-Bahn-Station zu bringen. Die Beamten begleiteten sie den Treppenschacht hoch ins Freie.

Professor Zamorra stand immer noch wie abwesend auf dem Bahnsteig und schaute ins Leere.

Ich ließ ihn. Statt dessen erkundigte ich mich bei Inspektor Jackson, wie es draußen aussah.

»Einen genauen Überblick haben wir nicht«, gab der junge Kollege zu. »Aber wenn wir den Meldungen glauben dürfen, breiten sich die Pflanzen immer weiter aus. Es kommen laufend Anrufe von Privathaushalten, bei denen das Zeug aus den Waschbecken quillt. Und dann natürlich das Hotel…«

»Welches?«

»Das Kensington Hilton. Es ist von der Außenwelt abgeschlossen. Die Pflanzen haben es eingekeilt. Furchtbar, sage ich Ihnen.«

»Und die Gäste?«

Jackson hob die Schultern. »Niemand weiß etwas. Nur soviel steht fest: Die Gäste sind überrascht worden. Die Flucht ist nur wenigen gelungen, die anderen sind im Hotel geblieben.«

»Bei den Pflanzen?«

»Wohl…«

Ich dachte an Nicole Duval, die in diesem Hotel wohnte, und mir wurde ganz anders. Hoffentlich war ihr nichts geschehen.

Sie hatte soviel überstanden, schlimme Abenteuer erlebt, und ausgerechnet in London sollte sie…

Ich schüttelte die trüben Gedanken ab und wandte mich an den Inspektor. »Danke, Kollege, für die Auskünfte.«

»Was wollen Sie nun unternehmen?« fragte er mich.

Ich gab keine Antwort, sondern ging auf Zamorra zu, der mich ernst ansah.

»Was entdeckt, Professor?«

»Sorry, John, es tut mir leid. Nur soviel steht fest: Dieser Pflanzenüberfall hat einen magischen Ursprung. Die Strahlung, die von meinem Amulett aufgefangen wird, ist übergroß. Und weil sie so intensiv ist, nehme ich an, daß sich die Quelle in der Nähe befindet.«

»Was heißt das? Kannst du das näher erläutern?«

»Zumindest in London.«

Ich wiegte den Kopf. »Die Stadt ist groß, mein Lieber. Kannst du eine

Richtung angeben?«

Er zögerte etwas und legte die Stirn in Falten. »Ich will nichts Falsches sagen«, murmelte er, »aber wenn ich mich nicht täusche, würde ich sagen, im Westen.«

»Also in unserer Richtung.«

»Ja.«

»Wir sind auch nicht weit vom Hilton entfernt«, gab ich zu bedenken.

Zamorras Blick wurde wachsam. »Was meinst du damit?«

»Ich habe mit dem Einsatzleiter des Kommandos gesprochen«, gab ich ihm Auskunft. »Er hat mir über die Schäden berichtet. Das Hilton-Hotel ist abgeschnitten.«

»Nicole!«

Ich hob die Schultern. »Niemand weiß etwas Genaues. Nur soviel steht fest: Die verdammten Pflanzen haben einen Ring um den Kasten gelegt.«

»Was ist mit den Gästen?«

»Sie haben sich nicht in Sicherheit bringen können und sind im Hotel geblieben.«

»Mein Gott«, flüsterte der Parapsychologe. »Das Amulett hat nicht gelogen. Ich habe es gewußt. Nicole befindet sich in Gefahr. Ich muß sie da rausholen!« Er schaute mich an.

»Sicher – nur wie?« Ich machte eine kreisende Handbewegung. »Du kommst nicht rein. Sie haben den Kasten umzingelt. Unmöglich, da etwas zu unternehmen.«

»Dann müssen wir die Pflanzen verbrennen.«

»Denk daran, daß sie auch innerhalb des Hotels sind. Wenn wir mit Feuer arbeiten – die Idee ist im Prinzip übrigens gut –, müssen wir damit rechnen, daß der ganze Kasten in Flammen aufgeht.«

»Siehst du eine andere Chance?«

»Im Augenblick nicht.«

»Aber wir müssen die Menschen retten, John«, sagte der Parapsychologe. »Mir geht es nicht nur um Nicole, andere Leben sind ebenso wertvoll.«

»Vielleicht gibt es eine Möglichkeit«, meinte ich. »Und welche?«

»Hubschrauber. Soviel ich weiß, kann man auf dem Dach des Hotels landen.«

Über Zamorras Gesicht ging die Sonne auf. »Teufel, John, die Idee ist ausgezeichnet.« Dann aber verdüsterte sich seine Mimik. »Aber wer beschafft mir dieses Ding?«

»Dafür könnte ich sorgen.«

Suko kehrte zurück. Er hatte die Umgebung inspiziert und war auch in den Tunnel gegangen.

»Nichts«, meldete er. »Nichts gefunden, was uns irgendwie weiterhelfen könnte.«

Ich berichtete ihm von der Idee mit dem Hubschrauber. Suko fand sie auch gut.
»Macht ihr mit?« fragte Zamorra.
Ich hob die Schultern. »Im Prinzip schon. Nur sind wir dann zu sehr gebunden. Das heißt, es wäre besser, wenn wir an mehreren Orten gleichzeitig kämpften. Vielleicht kann dir Suko behilflich sein, während ich versuche, den Dämon oder Verbrecher zu packen, der hinter der ganzen Sache steht.«
»Wie willst du das schaffen?« fragte Suko.
»Moment«, sagte Zamorra plötzlich. »Ich glaube, ich habe eine Idee. Laßt mich mal ran.« Er lächelte.
Wir waren gespannt. »Und wie?« fragte ich.
Zamorra deutete auf seine Brust, wo unter dem Hemd verborgen das Amulett hing. »Mit seiner Hilfe werde ich mich mit Merlin, dem Magier, in Verbindung setzen. Vielleicht weiß er mehr…«

***

Es gab für Nicole Duval nicht den geringsten Zweifel. Zwischen ihren Fingern befand sich ein Blatt.
Und es wuchs aus ihrer Schulter!
Nicole hatte Mühe, die Empfindungen, die in ihrem Innern tobten, nicht nach außen hin zu zeigen. Aber es war schrecklich für sie. Ihre Gedanken jagten sich. Sie forschte nach dem Grund dieser Veränderung. Was war geschehen?
Sie ließ die letzte halbe Stunde noch einmal vor ihrem geistigen Auge Revue passieren. Die Szene im Bad, wie sie im Wasser gelegen hatte und sich entspannte.
Und dann die Berührung!
Ja, das mußte es gewesen sein. Die Berührung durch den Pflanzenarm hatte die Verwandlung ausgelöst. Der Keim war gelegt worden. Die dämonische Saat ging auf.
Auch bei ihr…
Sie dachte an den Toten im Fahrstuhl, dessen Haut völlig verdorrt gewesen war. Sollte ihr nun das gleiche Schicksal bevorstehen? War sie ebenfalls dazu verdammt, eine Nahrung der teuflischen Pflanzen zu werden? Würden sie ihr ebenso das Leben aussaugen?
Nicoles Herz schlug schneller. Ging es ihr nicht schon schlechter? Fühlte sie sich nicht schon elend? Kamen keine Schwindelgefühle? Nicole redete sich da etwas ein, doch schließlich war sie sicher.
Unsinn! Wenn sie jetzt die Nerven verlor, war alles aus. Dann konnte sie sich gleich begraben lassen.
Nicole Duval bewegte ihre Finger. Das Blatt knisterte zwischen den Kuppen. Sie fühlte auch den Saft, der austrat und ihre Fingerkuppen benetzte.

Die junge Französin gab sich einen innerlichen Ruck und riß das Blatt kurzerhand ab. Dann zog sie ihre Hand zurück, ließ das Blatt zu Boden fallen und drehte den Absatz darauf. Nicole atmete tief durch. Die Erleichterung wich jedoch einer gewissen Unruhe, als sie bei der nächsten Berührung feststellte, daß der Stengel noch im Fleisch der Schulter steckte.

Die Pflanze würde wachsen. Darüber war sich Nicole völlig im klaren.

Maggie Prince stieß sie an. Die junge Frau hatte sich neben Nicole Duval gesetzt.

»Glauben Sie, daß wir eine Chance haben?« fragte sie.

Nicole lächelte. »Ich hoffe es zumindest.«

Ihr rechter Nachbar hatte die Worte mitbekommen. »Nein«, sagte er, »wir haben keine Chance. Alles ist vorbei, zu spät – vergessen Sie es.« Er wandte Nicole sein Gesicht zu.

Zamorras Sekretärin erkannte an dem fiebrigen Blick, daß der Mann nicht mehr Herr seiner Sinne war. Der unheimliche Pflanzenwuchs hatte ihn zu sehr geschockt, das Grauen war in sein Leben getreten, und er konnte es nicht verkraften. »Sie sollten den Mut nicht sinken lassen«, sagte Nicole.

Er kicherte hohl. »Mut? Woher soll ich ihn nehmen, den Mut? Nein, wir sitzen hier fest.«

Nicole Duval drehte den Kopf zur Seite. »Seien Sie ruhig!« sagte sie scharf. »Wollen Sie die Menschen hier verrückt machen?«

»Verrückt? Wir sind schon verrückt. Wir alle sind wahnsinnig oder werden es noch. Das ist der Vorhof zur Hölle, in dem wir sitzen. Der Teufel kommt. Der Weltuntergang ist nahe!« Er sprang plötzlich auf, reckte beide Arme der Decke entgegen und schrie weiter.

Kinder, die bisher geschlafen hatten, wurden wach und begannen zu weinen.

Einem der Männer wurde es zuviel. Von hinten schlug er dem Schreier die Hand in den Nacken.

Der Mann zuckte zusammen. Seine Stimme verstummte, das Gesicht verzerrte sich, dann fiel er auf die Knie.

Der Mann, der ihn geschlagen hatte, stand über ihm. »Reicht das?« blaffte er den am Boden Liegenden an. Dessen Körper bewegte sich unter leisem Lachen.

»Und doch wird der Teufel kommen«, gurgelte er. »Ganz bestimmt sogar…«

»Willst du noch was vor die Rübe haben?« zischte der Schläger.

»Lassen Sie ihn!« mischte sich Nicole Duval ein. »Der Mann ist krank, das sieht man doch!«

»Wenn der krank ist, bin ich der Kaiser von China. Shit. Jetzt hängt man hier in dem Loch und kommt nicht raus.« Der Mann verzog sein

Gesicht. »Aber ich bleibe nicht hier hängen. Ich nicht.« Er schaute sich wild um. »Ich gehe. Wer kommt mit?«

Als sich niemand meldete, trat er mit dem Fuß auf. »Keiner? Ihr feigen Säcke, ihr…«

Protestgemurmel wurde laut, als der Kerl mit seinen Beschimpfungen fortfuhr. Und schließlich hatte auch niemand etwas dagegen, daß er tatsächlich ging.

Sie hörten ihn noch lange schimpfen.

Dann knallte eine Tür zu.

»Den sehen wir nicht mehr wieder«, flüsterte Maggie Prince. »Was meinen Sie, Nicole?«

»Ich weiß nicht…«

Es war still geworden, und es schien, als würde jeder auf ein bestimmtes Ereignis warten und lauschen.

Das Ereignis trat ein.

Plötzlich hörten sie einen Schrei.

Dann war es still.

»So wird es uns allen ergehen«, sagte eine alte Frau und begann zu weinen.

Niemand war da, der sie tröstete. Voller Bangen warteten die Eingeschlossenen ab, was weiterhin geschehen würde…

***

Wir hatten die U-Bahn-Station verlassen und waren zu unserem Wagen gegangen.

Die meisten Personen, die wir sahen, waren Polizisten. In Zweierstreifen marschierten sie durch die Straßen auf der Suche nach den mordgierigen Pflanzen. Die Männer hielten Gewehre in den Händen. Sie würden ihnen nichts nutzen, gaben ihnen allerdings ein gewisses Gefühl der Sicherheit. Deshalb sagte ich auch nichts und ließ ihnen die Waffen. Unser Wagen stand noch so, wie wir ihn verlassen hatten. Sogar mit offenen Türen.

Ich deutete auf den Bentley. »Setzen wir uns rein«, sagte ich.

»Okay.« Zamorra lächelte.

»Kannst du dich dort konzentrieren?« fragte ich.

»Ich hoffe es.« Der Parapsychologe ging zum Fond. »Kann ich hier einsteigen?«

»Natürlich.«

Suko und ich setzten uns nach vorn. Aus alter Gewohnheit nahm ich den Platz hinter dem Lenkrad ein.

Der Parapsychologe hatte Platz genug. Nur gefiel mir der Punkt nicht, wo wir standen. Ich wußte einen Weg, der in den Holland Park führte.

Ich startete und fuhr durch die menschenleeren Straßen. Die

Einwohner waren wie vom Erdboden verschluckt, als hätte es sie niemals gegeben.

Ein seltsames Gefühl beschlich mich.

Wir mußten damit rechnen, auch im Park angegriffen zu werden, aber im Bentley waren wir doch relativ sicher. Außerdem besaßen wir noch unsere Waffen. Daß sie eine gewisse Wirkung zeigten, hatten sie bewiesen.

Am Hilton fuhr ich bewußt nicht vorbei. Ich wollte Zamorra nicht unnötig belasten.

Rechts zweigte eine Straße in den Park ab. Sie durchschnitt ihn fast in der Mitte und war für den Autoverkehr zugelassen. Die Straße mündete auf der anderen Seite des Parks in die Gatsbury Road ein.

Dunkel und menschenleer lag der Park vor uns. Es brannten nur wenige Laternen. Energiesparprogramm. Die äußeren Bedingungen waren für eine Beschwörung bestens geeignet. Langsam rollte der Wagen in den Park hinein. Die Scheinwerfer strichen über weite, wohlgestutzte Rasenflächen und über dichte Büsche hinweg. Sie berührten auch knorrige Baumstämme und ließen sie fahl und geisterhaft aufleuchten. Neben einem rechteckigen Rasenstück stoppte ich.

»Reicht es?« wandte ich mich an Zamorra.

»Ja.«

Ich schaltete den Motor aus. Es wurde still, und nur unser Atmen war zu hören.

Im Innenspiegel erkannte ich den Parapsychologen. Er hatte sich schräg hingesetzt und hielt die Augen dabei halb geschlossen. Sein Gesicht glänzte wie ein heller Fleck. Professor Zamorra befand sich bereits im Zustand äußerster Konzentration.

Ich drücke ihm beide Daumen, daß der Kontakt mit dem Schöpfer des Amuletts gelang. Merlin war, das wußte auch ich, ein Mann des Lichts, einer der Führer einer guten Geisterschar. Seine Seele schwebte in der Unendlichkeit der Dimensionen. Zeit und Raum waren für ihn nicht existente Begriffe. Er überwand sie. Merlin hatte die absolute Vollkommenheit erreicht.

Doch es gab auch Gegenspieler. Dämonen, Diener der Hölle, die in den Schattenreichen lebten und für die die Geister des Lichts rote Tücher waren.

Sie versuchten immer wieder durch überraschende Überfälle die Herrschaft des gesamten jenseitigen Universums zu erringen, und die Kämpfe, die deshalb tobten, waren mörderisch und hart.

Zwei Welten prallten aufeinander. Gut und Böse. Bisher stand noch kein Sieger fest.

Menschen wie Suko und ich konnten höchstens ahnen, was sich in den jenseitigen Reichen abspielte. Wir waren zu klein und

unbedeutend, um dort wirkungsvoll eingreifen zu können. Unser Platz war die Erde, die leider oft genug zum Tummelplatz finsterer Kräfte wurde. Die Mächte des Bösen lauerten überall.

Wie jetzt in London.

Jemand schickte mordgierige Pflanzen auf die Erde.

Dämonische Halblebewesen, deren Angriffswut bisher niemand stoppen konnte. Hoffentlich gelang Zamorras Beschwörung. Und hoffentlich wußte der weise Merlin Bescheid…

Zamorra hatte sein Amulett in die Hand genommen. Es lag auf dem rechten Handteller. Der Parapsychologe saß entspannt im Sitz, er ging völlig in seiner vor ihm liegenden Beschwörung auf.

Er murmelte leise Worte. Kaum zu verstehen, aber ich kannte die Sprache ohnehin nicht. Es waren fremde Laute, die über seine Lippen drangen, und wieder einmal stieg in mir das Gefühl hoch, daß ich sehr wenig wußte. Ich stand wirklich erst am Beginn eines langen Kampfes.

Jetzt begann das Amulett zu strahlen. Es wurde plötzlich von einer leuchtenden Aura umgeben, die sich ausbreitete und über den Handteller wanderte, bis hin zu den Fingerspitzen.

Einmal zuckte Zamorra zusammen, und ich hatte schon Angst, er würde es nicht schaffen, dann entspannte er sich jedoch und redete weiter.

Ich verstand das Wort Merlin.

Ja, Zamorra rief den großen Magier an. Und dann sprach er so, daß auch ich ihn verstehen konnte.

Gleichzeitig begannen die Tierkreiszeichen des Amuletts rötlich zu strahlen. Sie entwickelten einen fahlen Glanz, der sich auf Zamorras Gesicht widerspiegelte.

»Merlin, du Geist in der Unendlichkeit des Alls. Höre und erhöre mich. Gib uns, den Ratlosen und Unvollkommenen, Hilfe und weise uns den Weg, wie wir das Böse besiegen können.«

Ich hielt den Atem an. Erstens, weil die Spannung immer größer wurde, und zweitens, weil etwas geschah. Zwar nicht sichtbar, aber ich spürte, daß wir drei nicht mehr allein im Wagen waren. Etwas befand sich zwischen uns.

Ein Wesen – ein Geist…

Merlin?

Professor Zamorra wiederholte seine Worte. Er sprach langsam und klar, forderte Merlin heraus, damit er erschien. Und dann hörten wir seine Stimme.

»Warum rufst du mich, Meister des Übersinnlichen? Bist du nicht selbst Kämpfer genug, um mit deinen Schwierigkeiten allein fertig zu werden, Zamorra?«

»Ich möchte dich um etwas bitten.«

Merlin lachte. »Da sitzt ihr nun. Ihr, die ihr den Dämonen und

finsteren Mächten den Kampf angesagt habt. Auf eurer Erde und in eurer Welt seid ihr es, die dem Bösen trotzen sollen. Ich mische mich nicht ein. Meine Welt ist eine andere, Zamorra. Ich habe dort genug damit zu tun, mich gegen die anderen, die Eindringlinge zu wehren.«

Zamorra gab nicht auf. »Einmal, Merlin, einmal bitte ich um deine Hilfe. Es geht um zahlreiche Menschenleben und um Nicole Duval. Diese Frau, die mir viel bedeutet. Ich will sie retten.«

Ich spürte den Luftzug, der über meine Gesichtshaut glitt. Merlins Geist erfüllte unsichtbar das Innere meines Bentley. Und Merlin, der Magier, zeigte sich kooperationsbereit. »Gut, Zamorra, einmal will ich dir noch helfen. Weil es auch um die anderen geht. Was soll ich tun?«

»Ich brauche einen Namen, Merlin. Wie heißt der Dämon, der all die Schrecken über uns gebracht hat?«

Der Magier lachte. Dann sagte er: »Er ist kein Dämon. Oder zumindest kein reinrassiger. Er hat sich mit einem mächtigen Naturgeist verbündet.«

Merlin schwieg.

Zamorra fragte: »Wer ist der Geist? Sag es. Rede – bitte…«

»Es ist der Herr der Pflanzen. Mandragore. Er lebt in den Dimensionen des Schreckens und gebietet über ein Heer von pflanzlichen Monstern. Er hat einen Diener, der euch die Pflanzenpest gebracht hat. Bist du nun zufrieden?«

»Noch nicht ganz«, erwiderte Zamorra. »Entschuldige meine Dreistigkeit, aber wie heißt sein Diener, und wo können wir ihn finden?«

»Seinen Namen kenne ich nicht, aber er ist vernarrt in Pflanzen. Forscht nach – und ihr werdet schnell herausfinden, wer euer Gegner ist. Ich aber habe genug gesagt…«

Die Stimme des Magiers verhallte.

Ich spürte noch den kalten Hauch über mein Gesicht streifen, dann war er verschwunden.

Ich drehte den Kopf.

Zamorra saß da wie eine lebende Statue. Noch immer hielt er die Augen halb geschlossen. Nach wie vor lag das Amulett auf seinem Handteller. Das Strahlen nahm langsam ab, der silbrige Schein verschwand, und Zamorras Gesicht fiel wieder in das Dunkel zurück.

Neben mir stieß Suko die Luft aus. »Das war Magie in höchster Potenz«, flüsterte er.

Ich erwiderte nichts, sondern sprach den Parapsychologen an. »Alles okay, Zamorra?«

»Ja.« Mein Freund aus Frankreich lächelte. Zamorra hatte ein Schloß geerbt. Es lag im Loire-Tal und war eine Festung, gegen die Dämonen schon vergeblich angerannt waren, wie ich wußte.

Zamorra wischte sich über die Stirn. »Ich glaube, daß Merlin uns sehr

geholfen hat«, sagte er leise. »Mehr konnten wir nicht verlangen.«

»Der Name läßt sich leicht feststellen«, erwiderte ich.

Plötzlich sagte Suko: »Verdammt!«

»Was ist?« fragte ich, aber Suko brauchte keine Antwort zu geben. Zamorra und ich merkten auch so, was los war. Unser Wagen wurde vorn angehoben. Langsam, aber stetig. Es gab nur eine Erklärung.

Die Pflanzen waren da!

***

Die Menschen im Keller des Hotels hatten sich wieder beruhigt. Auch die Kinder weinten nicht mehr. Manche hatten einfach nur Hunger, aber dem konnte abgeholfen werden. Die Ober und Kellner wußten, wo die Vorräte lagerten.

Sie verteilten zubereitete Sandwiches, und es gab auch zu trinken. Nur keinen Alkohol. Man begnügte sich mit Säften und Limonade.

»Wollen Sie nichts essen?« fragte Nicole ihre Nachbarin, als ein Ober sein gefülltes Tablett ganz in der Nähe abstellte. »Ich habe keinen Hunger«, antwortete Maggie.

»Aber Sie müssen etwas zu sich nehmen. Sie verlieren sonst zuviel Kraft. Wer weiß, was noch alles auf uns zukommt.«

»Wenn Sie meinen…«

Nicole Duval hatte Schokolade entdeckt. Sie nahm einen Riegel, löste das Papier zur Hälfte und gab die Süßigkeit dem Baby.

Die kleine Karen begann heißhungrig zu lecken. Ihr schmeckte die Schokolade.

Nicole Duval aß auch. Sie nahm sich ein Schinken-Sandwich. Es war zudem noch mit Gurken belegt und schmeckte ausgezeichnet. Dazu trank sie Limonade aus einem Pappbecher.

Viele Menschen jedoch aßen nichts. Es war verständlich, daß sie keinen Appetit hatten, und so blieben die Platten halbgefüllt stehen.

Die junge Französin spülte die letzten Reste des Brots mit der Limonade hinunter und hatte plötzlich den Wunsch, eine Zigarette zu rauchen.

Ein Ober gab ihr ein Stäbchen.

Vielleicht die letzte Zigarette deines Lebens, dachte Nicole, als sie den blaugrauen Rauch ausblies. Die Tabakwolken wurden sofort in Richtung Luftschacht gezogen, wo sie rasch zerfaserten und verschwanden.

Da der Strom ausgefallen war, hatte auch die Klimaanlage ihren Geist aufgegeben.

Nicole schaute dem Rauch nach, und plötzlich verspürte sie ein unangenehmes Ziehen in der Magengegend.

Ihr war etwas eingefallen.

Etwas Fürchterliches…

Wenn die Stahltüren auch erst einmal den Pflanzen trotzen konnten, durch die Luftschachtöffnung würden sie doch in den Keller gelangen. Außerdem gab es in den einzelnen Etagen jeweils zu dem Luftschacht eine direkte Verbindung. Für Nicole Duval war es nur eine Frage der Zeit, wann die Pflanzen diesen Weg entdeckt hatten.

Sie behielt die Idee jedoch für sich.

Nicole ließ sich auch nichts anmerken, als sie Maggie fragte, ob es geschmeckt habe.

»Gut – ja…«

Zamorras Sekretärin drückte ihre Zigarette aus. Da spürte sie wieder das Jucken auf ihrer Schulter. Genau dort, wo sie die Pflanze abgerissen hatte.

Ob sie nachwuchs?

Sie fuhr mit ihrer Hand unter den Pullover und tastete dorthin. In der Tat war der Stiel gewachsen.

Etwa eine Daumennagelbreite stand er vor, und er hatte an seiner Spitze sogar wieder ein winziges Blatt gebildet. Nicole bekam es mit der Angst zu tun.

Sie trug den Keim des Bösen in sich, und niemand konnte ihr helfen. Zamorra war weit. Vielleicht hätte er mit seinem magischen Amulett helfen können, doch verlorengegangenen Möglichkeiten nachzutrauern hatte nicht viel Sinn.

Sie mußte durchhalten.

Egal wie…

Von dem Mann, der vorhin hinausgelaufen war, hatten sie nichts mehr gehört. Alle wußten, welches Schicksal ihn ereilt hatte, doch niemand sprach darüber.

Nicole brach den nachgewachsenen Stiel ab und zerdrückte ihn mit dem Handballen auf dem Boden.

Langsam hatten sich die Eingeschlossenen an ihr Schicksal gewöhnt. Apathie überfiel die meisten Menschen. Sie dösten vor sich hin. Kaum jemand sprach ein Wort.

Auch Maggie Prince war ruhig geworden. Sie wiegte ihr Baby und summte hin und wieder ein Schlaflied. Nicole glaubte zu wissen, daß sie dies eine große Überwindung kostete.

Immer wieder flog ihr Blick hoch zur Schachtöffnung. Sie wußte nicht zu sagen, wie oft sie schon dorthin geschaute hatte, als sie die Bewegung an der Öffnung wahrnahm. Etwas schob sich daraus hervor.

Nicole Duval schaute genauer hin und erkannte eine armdicke, hellgrüne Liane…

***

Die verdammten Pflanzen hatten eine immense Kraft, wenn es ihnen schon gelang, den Bentley hochzuhieven. Denn der Wagen war

wirklich kein Leichtgewicht.

»Fahr zu!« sagte Suko. Er beugte sich im Sicherheitsgurt nach vorn und starrte durch die breite Frontscheibe.

Ich startete. Zum Glück kam der Motor sofort, kaum daß er den Zündschlüssel gerochen hatte.

Rückwärtsgang.

Der Bentley packte es, rollte nach hinten.

Dann war Schluß.

Plötzlich hatten wir das Gefühl, der Wagen wäre gegen eine Gummiwand gefahren. Wir kamen nicht weiter.

Zamorra hatte sich gedreht. »Sie sind hinter uns!« erklärte er. »Die verdammten Pflanzen haben den Weg versperrt. Sie müssen irgendwie gemerkt haben, daß wir ihnen an den Kragen wollen. Das ist kein Zufall!«

»Nein«, knirschte ich, »ganz bestimmt nicht.« Ich hebelte den ersten Gang ins Getriebe.

Gas! Zweiter Gang.

Der Wagen gewann an Geschwindigkeit. Scheinwerfer an. Im ersten Augenblick erschrak ich.

Vor uns auf dem Weg wimmelte, quirlte und bewegte es sich. Die grüne Masse war überall. Allerdings nicht so hoch wie hinter uns. Der Wagen würde es vielleicht schaffen. Aber das Risiko wollte ich nicht eingehen.

»Wir müssen durch!« sagte Suko.

»Nein!« Ich schüttelte den Kopf. »Wozu gibt es denn hier die schönen Wiesen. Festhalten, Freunde!« Ich riß das Lenkrad nach links, und schon wühlten die Vorderreifen über den Grasboden.

Ich kam trotzdem gut voran.

Jetzt hatten auch die Hinterräder gepackt.

Ausgezeichnet.

Die Scheinwerfer breiteten einen Lichtteppich vor uns aus. Ich fuhr mit Fernlicht, machte damit die Dunkelheit zum Tage und war froh dabei, daß ich keine weiteren Pflanzen sah. Leider wurde es enger. Die Bäume standen plötzlich dichter beisammen, und ich wurde zu einem Slalomfahrer.

»Gebt mir zwei Stöcke, und ich fühle mich wie auf einer Skipiste«, sagte ich.

Und da klatschte etwas aufs Dach. Es war von einem Baum gefallen, und wir zuckten unwillkürlich zusammen.

Im nächsten Moment schon sah ich die beiden grünen Tentakel an der Frontscheibe kleben.

Ich stellte die Wischer ein.

Sie schafften es nicht, das Zeug wegzuwischen.

Noch konnte ich sehen und fuhr weiter. Dann mußte ich mich links

halten, denn die sorgfältig angepflanzte Baumschonung konnte ich nicht durchfahren.

Unser Licht schoß wie zwei Speerlanzen durch die Büsche. Ich sah den schmalen Spazierweg, der einen weiten Bogen schlug und danach auf eine asphaltierte Straße mündete. Es war die gleiche, über die wir gekommen waren. Wir waren im Kreis gefahren.

»Ich hole das verdammte Zeug gleich runter«, sagte Suko und traf schon Anstalten, während der Fahrt auszusteigen.

»Mensch, laß die Tür zu!« rief ich.

»Okay.«

Die beiden lianenartigen Gewächse sahen aus wie Arme.

Das Zeug sonderte plötzlich eine Flüssigkeit ab, die im Nu die Scheibe verklebte.

Jetzt wurde es kritisch.

Mein Fluch war nicht druckreif.

Ich bremste.

»Und nun?« fragte Suko. Er hielt schon die Peitsche in der Hand.

»Raus«, erwiderte Zamorra. »Wollen doch mal sehen, ob wir dieser verdammten Pest nicht Herr werden!«

Gemeinsam stießen wir die Wagentüren auf.

Drei Geisterjäger, die sich dem Bösen stellten und es zu vernichten versuchten.

Würden wir es schaffen?

Kaum war Suko draußen, da trat schon seine Peitsche in Aktion. Von einem nahen Baum fielen Ranken herab, die sich um Sukos Hals schlingen wollten.

Die Dämonenpeitsche zerstörte das Zeug auf halbem Weg. Ich aber kümmerte mich um die Pflanzen, die auf dem Wagendach lagen. Den silbernen Dolch hielt ich in der rechten Hand, während Zamorra mit schußbereiter Waffe und seinem Amulett an der anderen Wagenseite stand.

Ich schaute aufs Dach.

Und da sah ich das Gebilde!

Es zog sich soeben an der Fahrerseite über den Dachrand, um mich anzugreifen.

Zwei, drei Herzschläge war ich wie gelähmt, denn was ich sah, war unbegreiflich.

Das Ding war eine Mischung zwischen Mensch und Pflanze.

Es hatte die Finger, die aussahen wie die Äste eines Baumstamms, um den Dachrand geklammert und schob seinen Körper weiter vor.

Ich sah ein Gesicht – oder das, was man für ein Gesicht halten konnte.

Ein knorriges Gebilde, braunrot in der Farbe, aus Astwerk und Wurzeln. Der übrige Körper, der die Form einer Pflanze hatte,

schimmerte hellgrün, und durch die Adern pulsierte der hellrote Saft. Er war meiner Meinung nach dafür verantwortlich, daß dieses Gebilde überhaupt lebte.

Wie eine riesige lebende Alraune, so kam mir dieses Gebilde vor. Aber es war gefährlich und wollte mich vernichten. Töten!

Mit einer Geschwindigkeit, wie ich es ihm kaum zugetraut hatte, zuckten die Hände vor, und ehe ich mich versah, lagen sie auf meinen Schultern.

Jetzt erst bekam ich die wahre Kraft dieses Monsters zu spüren. Es drückte mich zurück. Im Unterbewußtsein hörte ich Sukos Triumphschrei und vernahm auch einen Schuß, aber das waren Dinge, um die ich mich jetzt nicht kümmern konnte.

Die Alraune hatte Vorrang.

Ich stolperte zurück und fiel fast über meine eigenen Beine, da ich auf einer winzigen Erhebung ausrutschte. Im letzten Moment jedoch fing ich mich, und noch bevor mich die Alraune völlig zu Boden drücken konnte, hob ich die rechte Hand hoch.

Noch hielt ich den silbernen Dolch umklammert.

Und die Spitze zeigte nach oben.

Sie traf.

Ich rammte sie in das Wurzelwerk vor mir und zog sie noch nach oben, so wie man einen Fisch aufschlitzt.

Die Methode hatte Erfolg.

Beide Arme rutschten von meiner Schulter ab, im selben Augenblick schon begann das Wurzelwerk zu verdorren. Das Silber zeigte Erfolg.

Ein fast menschlich zu nennender Laut drang irgendwo aus dem Pflanzeninnern, aber vielleicht hatte ich mich auch nur getäuscht. Die menschliche Alraune verdorrte vor meinen Füßen.

Ich wischte mir über die Stirn, wo sich Schweiß gebildet hatte. Dann hielt ich Ausschau nach Suko und Zamorra. Der Chinese hob die Hand. »Alles okay!« rief er. Zamorra sah ich auch. Er steckte soeben die Waffe weg.

»Einmal mußte ich schießen«, bemerkte er. »Den Rest der Arbeit hat mein Amulett verrichtet!«

Suko hatte mit seiner Dämonenpeitsche am meisten aufgeräumt. Er mußte sich bei diesen höllischen Pflanzen einen ungeheuren Respekt verschafft haben.

»Das Ding ist was wert«, kommentierte er und lachte. »Myxin wird sich ein Loch wer weiß wo hin ärgern, wenn er wüßte, was mit dem Ding geschehen ist und welche Dienste es uns leistet.«

Ich gab meinem Freund recht.

Wir hatten die Dämonenpeitsche vor kurzem Myxin, dem Magier, abgenommen. Nach einem letzten Rundblick stiegen wir wieder in den Wagen. Wie ich sehen konnte, war alles okay. Die Fahrt wurde

fortgesetzt.

Nun hielt uns niemand mehr auf. Ungehindert konnten wir den Park verlassen.

»Denk an den Hubschrauber«, sagte der Professor im Fond des Bentley.

»Das geht in Ordnung.« Ich stoppte und tippte Superintendent Powells Nummer.

Den Chef hatte ich sofort am Apparat. Er hatte sicherlich schon gewartet.

Ich gab einen Bericht durch.

Danach meinte Powell: »Ja, es sieht böse aus. Ich erhalte laufend Meldungen, daß sich die Pflanzenpest immer weiter ausbreitet. Langsam wird die Lage kritisch. Haben Sie einen Plan?«

»Schon, Sir.«

»Dann raus damit.«

Mein Chef, er war vor gar nicht allzu langer Zeit geadelt worden, zeigte für meine Wünsche vollstes Verständnis. »Okay, Sie bekommen Ihren Hubschrauber, John. Ich hoffe, daß es Professor Zamorra und Suko gelingen wird, in das Hotel einzudringen. Wo soll der Helikopter landen?«

Ich dachte an den Subway-Schacht. Dort war die Straße breit genug und auch die Entfernung zum Hotel nicht zu weit. Powell war einverstanden. »Braucht der Professor Unterstützung?« fragte er.

Zamorra hatte mitgehört und schüttelte den Kopf. »Nein, Sir. Suko fliegt mit ihm.«

»Okay, John, dann wird der Hubschrauber in einer Viertelstunde da sein.«

»Danke, Sir!«

»Und viel Glück«, sagte Superintendent Powell noch.

»Das können wir wirklich brauchen, Sir.« Und diese Worte waren ehrlich gemeint.

***

Ich wünschte Suko und Zamorra Hals- und Beinbruch, als sie den Wagen verließen.

»Danke«, sagte der Parapsychologe, »dir aber auch.« Er und Suko schritten auf den eben gelandeten Hubschrauber zu, dessen Rotor sich noch leicht drehte.

Ich wartete erst gar nicht ab, bis die Männer eingestiegen waren, sondern startete. Merlins Informationen spuckten mir weiterhin im Kopf herum.

Merlin hatte von einem Mann berichtet, der dem Dämon Mandragore ergeben sein sollte.

Was war das für ein Mann? Den Namen hatte Merlin nicht genannt,

und so war ich auf meine Kombinationsfähigkeit angewiesen.

In einer ruhigen Seitenstraße stellte ich den Bentley am Rand ab, zündete mir eine Zigarette an und dachte nach. Der Mann mußte demnach irgend etwas mit Pflanzen zu tun gehabt haben, und es mußte ein Motiv geben, das den Unbekannten zu diesen unverantwortlichen Taten verleitete. Aber welches Motiv?

Nicht umsonst hatte Scotland Yard eine der bestsortierten Verbrecherkarteien der Welt. Unsere Computer-Abteilung war vorbildlich eingerichtet und beispielgebend für die Polizei-Organisationen anderer Länder.

Die Jungs mußten mir helfen. Ich war schon oft mit außergewöhnlichen Wünschen an sie herangetreten, aber es hatte immer geklappt. Und so manche Flasche Whisky war an die Kameraden von der Computer-Abteilung gegangen.

Über Autotelefon rief ich beim Yard an und ließ mich mit dem zuständigen Nachtdienstleiter verbinden.

Ihm trug ich meine Wünsche vor.

Zwischendurch hörte ich immer das empörte Schnauben des Mannes, aber ich ließ ihn erst gar nicht zu Worte kommen. »Und mehr willst du nicht?« fragte er zum Schluß.

»Nein, mein Lieber.«

»Denkst du denn, wir sind Wunderknaben, John?«

»Ja, das denke ich.«

Jetzt war er platt. Ich sagte ihm noch, wo er mich erreichen konnte, und wartete.

Die Zeit wurde mir verdammt lang.

Ich spürte die Müdigkeit, die sich in meinen Körper schlich, doch ich kämpfte erfolgreich dagegen an und hielt die Augen offen. Das mußte ich auch, wollte ich nicht von den Pflanzen überrascht werden.

Nach einer Viertelstunde meldete sich das Autotelefon. Gespannt hob ich ab.

Mein Gesprächspartner von vorhin war am Apparat. »Da hast du uns vielleicht was eingebrockt, John«, sagte er, »wir haben hier regelrecht rotiert.«

»Und? Ist bei dieser Rotation etwas herausgekommen?«

»Kann sein.«

»Rede schon. Es geht um sehr viel.«

»Wir sind hier auf einen Namen gestoßen. Quintus Peters. Ein verrückter Botaniker, der sich vor Jahren einmal mit der Polizei angelegt hat. Er wollte Züchtungen vornehmen, hat auch Abhandlungen geschrieben und an die entsprechenden Universitäten geschickt. Seine Theorie lautete: Mischung zwischen Mensch und Pflanze. Man hat ihn ausgelacht, und er ist wutentbrannt davongelaufen.«

Ich war wie elektrisiert. Wenn ich da keine Spur hatte, wollte ich Dr. Doolittle heißen.

»Hast du die Adresse?«

»Ja, der Typ wohnt im Vorort Notting Hill, dicht an der Grenze zu Paddington. Moment, die Straße habe ich auch. Lancaster Road, ist nicht weit vom Bahnhof Paddington entfernt.«

»Na phantastisch. Ich schicke dir eine Flasche.«

»Eine?«

»Meinetwegen auch zwei.«

»Darüber kann man reden. Mach's gut, John.«

»Okay. Und vielen Dank noch mal.« Ich hängte ein.

Notting Hill war nicht weit von meinem Standort entfernt. Der Fall schien sich auf den Londoner Westen zu konzentrieren.

Ich wollte schon starten, als abermals das Autotelefon tutete. Powell wollte mich sprechen. »Falls es Sie interessiert, man hat die Leiche eines gewissen Ronald Webster gefunden«, berichtete er. »Der Mann war Nachtwächter in einem Wasserwerk.«

Ich sagte: »Mit anderen Worten, es geht um Trinkwasser.«

»Genau.«

Ich hatte also recht mit meiner Vermutung. Der Bursche hatte an der Trinkwasserversorgung manipuliert.

Das war der Hammer.

»Wahrscheinlich weiß ich, wer der Mörder ist«, sagte ich zu meinem Chef.

»Reden Sie.«

»Ein Mann namens Quintus Peters. Er ist ein verrückter Botaniker und wohnt in Notting Hill.«

»Warum sind Sie noch nicht auf dem Weg zu ihm?« fragte der Superintendent.

»Weil Sie mich davon abgehalten haben, Sir!«

»Fahren Sie, Sinclair!«

Das tat ich auch. Bisher waren die anderen am Ball. Doch nun kam mein Konter…

***

Der Pilot wartete vor dem Hubschrauber. »Sie fliegen selbst, Sir?« sprach er Zamorra an.

»Ja.« Der Parapsychologe schaute sich um. »Kann man auf dem Dach des Hilton landen?«

»Müßte gehen.«

»Okay.« Zamorra deutete auf den Bell Air mit der gläsernen Kanzel. »Aufgetankt?«

»Ja.«

»Gut, dann nichts wie weg.« Zamorra und Suko stiegen ein. Der

Parapsychologe checkte die Instrumente durch und fand alles zu seiner Zufriedenheit vor.

Zamorra hatte einen Kopfhörer übergestülpt. Die Polizisten, die den Hubschrauber umstanden hatten, traten zur Seite und machten Platz für den Start. Es gab wohl niemanden unter den Beamten, der den beiden Männern nicht die Daumen drückte.

Wenn dieser Zamorra es nicht schaffte, dann sah es wirklich sehr kritisch aus.

Der Parapsychologe gab das Startzeichen.

Er ging mit der Maschine um, als hätte er sie schon immer geflogen. Leicht hob der Helikopter ab, schwebte Sekunden später schon haushoch über dem Boden und ließ die nach oben schauenden Beamten klein wie Spielzeugfiguren wirken.

Den Kurs hatte sich Zamorra genau angesehen.

Er hieß Westen!

***

Sie flogen über den Holland Park, der als dunkle Fläche unter ihnen lag. Das Licht der wenigen Laternen schimmerte kaum durch.

Normalerweise hätten sie das Hilton schon sehen müssen, doch seit dem Energieausfall brannte kein Licht. Nicht ein Fenster war erleuchtet, und auch die Reklame strahlte nicht. Professor Zamorra ging sicherheitshalber höher. Er wollte es nicht riskieren, plötzlich gegen die Fassade des Hotels zu klatschen. Zum Glück war der Helikopter mit einem Scheinwerfer ausgerüstet, so daß sie bei der Landung das Dach ausleuchten konnten.

Dann tauchte der Hotelturm auf.

Er war ein dunkler, in den Himmel wachsender, rechteckiger Schatten, auf den sie zuflogen. Zamorra hatte sich etwas verschätzt und mußte noch höher steigen, um das Dach zu erreichen. Noch schwirrte der kleine Hubschrauber vor der breiten Fassade und wirkte neben der breiten, verglasten Fensterfront wie ein kleines Insekt.

Dann schwebten sie über dem flachen Dach.

Es war größer, als Zamorra angenommen hatte, und mit einigen Aufbauten versehen. Sie beherbergten die jetzt stillgelegten Maschinen zur Energieversorgung des Hotels.

Zamorra flog dicht über die Aufbauten hinweg, ging tiefer und setzte zur Landung an.

Schon berührten die beiden Kufen das Dach. Sanft setzte der Professor auf.

Suko nickte anerkennend, während Zamorra den Rotor abstellte.

Die Rotorblätter liefen aus. Zamorra und Suko verließen den Helikopter.

Sie waren sehr wachsam, doch Ableger der gefährlichen Pflanzen

fanden sie hier oben nicht.

Schon ein Vorteil.

Starke Taschenlampen hatten Zamorra und Suko im Hubschrauber gefunden und an ihre Gürtel gehängt.

Jetzt begann die Suche nach einem Einstieg. Das Dach war sehr groß und lag in absoluter Dunkelheit. Keine Sterne waren am bedeckten Himmel zu sehen.

Zielstrebig schritt Suko auf das größte auf dem Dach stehende Gebäude zu. Es sah aus wie eine flache Baracke und hatte eine Eisentür, die verschlossen war.

Doch das Schloß ließ sich leicht knacken.

Suko war der Fachmann. Er trug ein entsprechendes Besteck in der Innentasche bei sich. In Anbetracht der Gefahr, in der sich zahlreiche Menschen befanden, konnten sie es riskieren, das Schloß zu knacken.

Suko machte sich an die Arbeit, während Zamorra die Umgebung im Auge behielt.

»Leuchten Sie doch mal«, sagte der Chinese.

Zamorra lenkte den Strahl der Lampe auf das Schloß. »Ist doch schwieriger, als es aussieht«, murmelte Suko. »Lassen Sie sich ruhig Zeit.«

»Spaßvogel.«

Suko werkelte am Schloß herum wie ein alter Einbrecher. Dann lachte er plötzlich.

»Offen«, sagte er.

»Drei Minuten und zehn Sekunden«, kommentierte Zamorra. »Reife Leistung.«

»Sag ich doch.«

Zamorra griff an Suko vorbei und stieß die Tür auf, die erbärmlich quietschte.

Die Lampe leuchtete einen kahlen Raum aus, in dem zwei Generatoren standen.

»Notstromaggregate«, sagte der Professor.

Die beiden Männer trennten sich. Suko ging nach rechts, Zamorra nach links.

Auch Suko hatte seine Lampe eingeschaltet. Verzweifelt suchten sie nach einem Abstieg. Es mußte diese Feuerluken geben, sonst wäre das Hotel von der Baupolizei gar nicht freigegeben worden.

Die Notstromaggregate waren ausgeschaltet. Kein Summton unterbrach die Stille im Raum.

Der Boden war mit dunkelroten Platten gefliest. Manchmal glänzte ein Ölfleck im Licht der Taschenlampen.

Dann wurden Suko und Zamorra fündig.

Sie entdeckten eine im Boden eingelassene Metallplatte, an der ein eiserner Ring befestigt war.

»Zamorra!« rief Suko. »Kommen Sie!«
Der Parapsychologe lächelte, als er die Klappe sah, auf die Suko mit seinem Zeigefinger wies.
»Schätze, jetzt haben wir's«, sagte der Chinese. Er bückte sich bereits und umklammerte mit der rechten Hand den Griff. Suko mußte alle Kräfte aufbieten, bevor er es schaffte, die Klappe hochzuziehen.
Er trat aufatmend zurück. Sein Gesicht glänzte hochrot. Vor den beiden Männern lag ein Einstieg. Dunkelheit gähnte ihnen entgegen. Zamorra leuchtete mit der Taschenlampe hinein.
Ihr Licht enthüllte die gerippten Stufen einer Metalleiter. Sie endete schon nach wenigen Yards auf grauem Betonboden. Der Parapsychologe machte sich als erster an den Abstieg. Suko deckte ihm den Rücken, ließ die Luke jedoch offen. Die beiden Männer befanden sich auf einem riesigen Boden, der die ganze Breite des Hotelkomplexes einnahm. Die gewaltigen Entlüftungsschächte führten hier durch. Sie endeten auf dem Dach. Außerdem war der riesige Raum vollgepackt mit alten Möbeln. Suko und Zamorra sahen auch Gartengeräte und verrostete Gymnastikgeräte.
Auf dem riesigen Speicher gab es mehrere Türen. Zamorra und Suko nahmen die, die ins Treppenhaus führte.
»Da steht uns was bevor«, sagte Zamorra, als er an die zahlreichen Etagen dachte.
»Wem sagen Sie das«, grinste Suko und stieg als erster die Stufen hinab…

***

Die Pflanze zog sich wieder zurück. Es sah aus, als würde ein Elefant den Rüssel einfahren. Wahrscheinlich war das teuflische Gewächs nur ein Vorbote für die anderen gewesen, um die Lage erst einmal zu peilen.
Nicole Duval war keineswegs beruhigt – ganz im Gegenteil. Außer ihr hatte niemand der anderen die Pflanze bemerkt. Das war gut so, denn was man am wenigsten gebrauchen konnte, wäre eine Panik.
Das würden die teuflischen Pflanzen nur zu ihren Gunsten ausnutzen.
»Glauben Sie eigentlich noch an eine Rettung?« fragte Maggie Prince.
»Ja.«
»Das sagen Sie doch nur. Und auch Ihr Chef wird uns nicht helfen können.«
Nicole hatte Maggie von Zamorra erzählt. »Das können Sie nicht so sagen, Maggie. Wir müssen ihm eine Chance geben.«
»Aber dann kann es zu spät sein.«
»Kann. Braucht aber nicht.«
Maggie schwieg wieder.
Im Hintergrund des Kellers begann jemand zu beten. Mit lauter

Stimme, so daß sie über die Köpfe der Anwesenden hinwegschallte.
Der Mann sprach das Vaterunser, und es waren nicht wenige, die mit einstimmten. Die Angst hatte sie zusammengeschweißt und aus ihnen eine verschworene Gemeinschaft gemacht.
Auch Maggie betete. Dabei füllten sich ihre Augen mit Tränen, während das Baby auf ihrem Schoß lag und schlief. »Seit meiner Kindheit habe ich nicht mehr gebetet«, sagte Maggie.
Nicole nickte. »Manchmal ist es sehr gut, und es hilft auch«, erwiderte Zamorras Sekretärin.
Über eine Stunde saßen die Menschen bereits zusammen. Und jede Minute zählte doppelt für sie.
Alle wußten von dem Grauen, und alle lauerten darauf. Es würde über sie hereinbrechen – irgendwann…
Wieder warf Nicole Duval einen Blick zur Schachtöffnung hoch. Da sah sie die Liane.
Aber nicht nur eine. Eine zweite und dritte schoben sich daraus hervor, glitten nach unten und pendelten plötzlich über den Köpfen der sitzenden Menschen.
Es war nur noch ein Frage der Zeit, wann sie zustoßen würden.
Nicole mußte sie warnen.
»Vorsicht!« schrie sie.
Ihr Schrei hallte in dem Kellerraum wider. Er riß die Menschen aus der Erstarrung.
Ein gellender Schrei des Entsetzens brandete in Richtung Decke und hallte schaurig durch den Keller.
Die Leute sprangen auf und drängten dort zurück, wo die Pflanzen zu Boden fallen würden.
Sie klatschten auf die Erde.
Sofort wuchsen weitere Tentakel aus dem ersten Stamm, die sich ziemlich schnell über den Boden bewegten. Einer der Ober versuchte, zwei von ihnen zu zertreten. Er rutschte aber aus und fiel hin.
Hart schlug er mit dem Hinterkopf auf und wurde bewußtlos.
Sofort waren zwei andere Tentakel bei ihm und wanden sich um seinen Körper.
Niemand half dem Mann.
Bis auf Nicole Duval.
Sie sprang hoch, drängte vor ihr Stehende zur Seite und näherte sich dem Bewußtlosen.
Ein weiterer Tentakel schnellte auf Nicole zu.
Sie wich geschmeidig aus und ging neben dem Ober in die Knie. Ihr war jetzt alles egal. Mit beiden Händen packte sie zu und versuchte, die Fangarme vom Körper des Unglücklichen loszureißen.
»So helft mir doch!« schrie sie.
Wieder zerrte Nicole verzweifelt, doch die Kraft der Pflanzen war

stärker. Gleichzeitig sonderten sie einen roten Saft ab, der sich mit Windeseile durch die Kleidung des Obers fraß und schon auf die Haut tropfte.

Es wurde kritisch.

Plötzlich erwachte der Mann aus seiner Bewußtlosigkeit und begann zu schreien. Die Flüssigkeit mußte brennen wie Säure, und Nicole sah mit Entsetzen, wie der Körper des Mannes verdorrte.

Es war schlimm…

Nicole mußte zurück, wollte sie nicht selbst ein Opfer dieser Bestien werden.

Denn schon waren ihre eigenen Hände mit dem Saft in Berührung gekommen. Sie spürte das Brennen an den Fingerkuppen und sah, wie die Haut einschrumpfte und eine bräunliche Färbung annahm.

Die junge Französin sprang auf.

Die Menschen hatten sich zurückgezogen und dicht an die Wände gepreßt, während aus dem Schacht immer mehr Pflanzen krochen und sich lautlos ausbreiteten.

Doch Nicole wollte nicht aufgeben.

Ihr Blick zuckte in die Runde.

Und plötzlich hatte sie eine Idee.

Sie sah die zahlreichen brennenden Kerzen und erinnerte sich daran, daß viele Dämonen mit Feuer vernichtet werden konnten.

Vielleicht auch die Pflanzen…

»Nehmt die Kerzen!« schrie sie einigen Männern zu. »Los, nehmt sie euch! Die verdammten Dinger müssen wir verbrennen!« Nicole selbst ging mit gutem Beispiel voran und griff zwei dicke Kerzen, deren Dochte und Flammen ziemlich hoch waren.

So rasch es ging, aber auch vorsichtig, damit die Flammen nicht verlöschten, führte sie die Kerzen an die Lianen heran.

Es zischte, als das Feuer Nahrung fand.

Und dann breitete es sich blitzschnell aus. Es fraß sich mit rasender Geschwindigkeit an der Liane hoch, die sofort verkohlte und sich zusammenzog wie ein Fragezeichen.

Nicole wurde an eine Lunte erinnert. An eine Lunte, die jedoch nicht erlosch, denn die Flammen sprühten weiter. Auf die Schachtöffnung zu.

Dort fanden sie neue Nahrung und wühlten sich in den magischen Pflanzenberg hinein, der die Öffnung förmlich verstopfte.

Sie rissen Löcher, aus denen dichter, schwarzer, stinkender Qualm nach unten kroch und die in der Nähe stehenden Menschen zum Husten reizten.

Die anderen Männer brannten mit ihren Kerzen, die noch am Boden liegenden Pflanzen ab.

Zurück blieben verkohlte Reste.

Nicole atmete auf.
Sie stellte eine Kerze weg. Dabei sah sie auf ihre linke Hand und bekam fast einen Schlag.
Aus den Fingerkuppen wuchsen Pflanzen.
Blitzschnell strich sie mit der brennenden Kerzenflamme darüber hinweg.
Die Pflanzen verschmorten. Nicole spürte einen beißenden Schmerz, der jedoch schnell vorbei war.
Kaum jemand hatte auf den toten Ober geachtet. Er hatte sich als Leiche noch in eine Pflanze verwandelt. Sein Körper bestand jetzt aus zahlreichen Lianen und Ästen, die miteinander und ineinander verschlungen waren.
Aber die Pflanzenleiche bewegte sich. Eine höllische Kraft hatte sie in einen Untoten verwandelt.
Sie stand auf.
Es waren hölzern wirkende Bewegungen, und sie erinnerten Nicole Duval an eine Zeitlupenaufnahme. Das Pflanzen- und Wurzelwerk bewegte sich wie schweres Gummi. Die Gestalt schwankte.
Nicole Duval zögerte keine Sekunde. Wenn sie nicht eingriff, würde diese dämonische Abart es tun. Und Dämonen kannten kein Pardon. Ebensowenig wie deren Diener. Rasch faßte Nicole nach der zweiten, wieder abgestellten Kerze, nahm sie in die linke Hand und war mit zwei Schritten bei der Horror-Gestalt.
Die hob die Arme. Sie wollte Nicole damit umschlingen, doch die junge Französin war schneller. Sie hielt beide Kerzen unter die »Achselhöhlen« der Pflanzengestalt.
Das Zeug fing Feuer.
Ein klagender Schrei, die Arme sanken herab. Funken sprühten, und Nicole trat hastig einen Schritt zurück. Das trockene Ast- und Lianenwerk brannte wie Zunder. Es gab ein regelrechtes Feuerwerk, als die Gestalt zerplatzte. Die Funken zischten wie kleine, glühende Raketen durch den großen Kellerraum.
Manche trafen die Kleidung der Menschen, wo sie hastig ausgeschlagen wurden.
Die Bestie aber verging.
Asche blieb zurück. Graugrün schimmernd.
Nicole Duval und die anderen atmeten auf. Die erste Gefahr war gebannt.
Bis jetzt war nur ein winziger Teil dieser gefährlichen Pflanzen vernichtet. Die anderen lauerten weiter, und sie würden es fertigbringen, sich Einlaß zu verschaffen. Davon war nicht nur Nicole Duval überzeugt. Sie brauchte nur in die Gesichter der anderen zu sehen, um zu wissen, was diese Menschen dachten.
Trotzdem gab sie sich optimistisch. Sie lächelte sogar. »Das hätten

wir geschafft«, sagte sie und schaute in die Runde. Im selben Moment – Nicole hatte die Worte kaum ausgesprochen – prallte eine der Eisentüren auf, und in den Keller wühlte sich ein gewaltiger Pflanzenberg.

Jetzt begann der Kampf ums Überleben…

***

Ich fand die Lancaster Road schon beim ersten Anlauf, wie man so schön sagt. Schließlich kenne ich mich in London aus. Sie ist meine Heimatstadt.

Die Gegend wirkte schon etwas ländlich. Zudem war der Bahnhof nicht weit. Bereits zweimal hatte ich Gleise überquert.

In der Lancaster Road wechselten Fabrikhallen mit alten Wohnhäusern ab. Die meisten Scheiben waren blind. Die Häuser schienen nicht mehr bewohnt zu sein.

Dann lichtete sich die Reihe der Bauten. Vereinzelt noch brannten einige Laternen, und als die Straße eine Linkskurve beschrieb, glitten die Scheinwerfer für einen kurzen Moment vom Rand ab und damit über freies Feld.

Aber so frei war es nicht.

Ich sah ein Treibhaus. Es wirkte hier deplaziert wie eine Kapelle auf dem Mond.

Nun war ich sicher, die richtige Adresse gefunden zu haben, denn auch ein Wohnhaus konnte ich erkennen. Es stand etwas vor dem Treibhaus und war mehr eine Steinhütte. Windschief und klein.

Hier also sollte dieser Quintus Peters wohnen.

Ich fuhr erst einmal vorbei. Fünfzig Yards weiter befand sich ein halb zerfallener Bretterzaun, an dem einige alte Plakate klebten, die zum Großteil zerfetzt waren und als Lappen herunterhingen.

Neben dem Zaun stellte ich den Bentley ab.

Ich löschte die Scheinwerfer und stieg leise und vorsichtig aus. Niemand brauchte zu sehen, daß ich mich dem Haus näherte. Behutsam drückte ich die Wagentür ins Schloß und erschrak, als etwas meine Hosenbeine berührte.

Im nächsten Augenblick lächelte ich. Die schräg gestellten grünen Augen einer Katze starrten mich von unten her an. Ich zischte, und die Katze verschwand.

Ich ging weiter.

Das Haus lag im Dunkel. Auch nicht der geringste Lichtschimmer funkelte durch irgendeine Ritze oder Spalte. Das gesamte Gebäude machte einen verlassenen Eindruck.

Ich überlegte, ob ich eindringen sollte, entschied mich aber dagegen. Dieser verkappte Wissenschaftler hielt sich bestimmt nicht dort auf. Sein Arbeitsfeld war das Treibhaus. Bei dem Gedanken daran wurde

mir ganz anders. In einem Treibhaus hatte eines meiner schlimmsten und schrecklichsten Abenteuer begonnen. Dort hatte man mich überwältigt und in einen Sarg gesteckt, um mich anschließend lebendig zu begraben.

Noch jetzt lief mir eine Gänsehaut über den Rücken, wenn ich daran dachte.

Ich scheuchte die trüben Gedanken fort und tastete nach meinen Waffen.

Die Beretta war da. Ich hatte meine Ersatzwaffe aus dem Handschuhfach genommen. Der Dolch steckte in der Scheide, das Kreuz hing vor meiner Brust.

Ich war gut gerüstet.

Neben der aus alten roten Ziegelsteinen errichteten Hausmauer blieb ich stehen. Ein schmaler Weg, mehr ein Pfad noch, führte hinüber zum Treibhaus.

Selbst bei der herrschenden Dunkelheit sah ich, wie schmutzig die Verglasung war. Äußerlich machte dieses Treibhaus einen verkommenen Eindruck, aber man sollte sich nicht täuschen lassen.

Das diffuse Licht einer etwas entfernt stehenden Laterne verschwand, als ich auf das Treibhaus zuschritt.

Dunkelheit umhüllte mich wie ein riesiger schwarzer Mantel.

Ich schritt weiter, und unter meinen Sohlen knirschten Dreck, kleinere Steine und Glas.

Vor mir lag freies Feld. Erst in der Ferne schimmerte eine Lichterkette.

Das war die Beleuchtung des Bahnhofs Paddington.

Ich sah auch einen Zug. Er fuhr auf den Bahnhof zu, und die rauschenden, typischen Geräusche drangen an meine Ohren. Es wurde wieder ruhig.

Hinter einem Holzstapel fand ich Deckung, aus der ich das Treibhaus beobachten konnte.

Auch dort brannte kein Licht. Es lag ebenso im Dunkeln wie das Wohnhaus.

Ob dieser Peters nicht da war?

Wenn ja, kam das meinen Plänen nicht gerade entgegen. Denn ich hätte ihn zu gern gestellt.

Ich löste mich aus der Deckung des Holzstapels und ging direkt auf die Frontseite des Treibhauses zu.

Dann stand ich vor der Tür.

Sie war verglast und stark verdreckt. Ich putzte eine Stelle sauber, um einen Blick in das Innere erhaschen zu können. Viel sah ich nicht.

Alles verschwamm in dem düsteren Raum.

Bevor ich das Treibhaus jedoch betrat, sah ich mir die langen Seitenwände an.

Dicht neben der linken Seitenwand parkte ein Wagen. Ein dunkler Mini Cooper. Er stand mit der Schnauze zur Straße und war sicherlich als Fluchtfahrzeug vorgesehen.
Ich hatte erst vor, die Reifen aufzuschlitzen, ließ es aber bleiben, weil mir das doch ein wenig komisch vorkam. So etwas hatte ich noch nie gemacht, und zum Reifenschlitzer fühlte ich mich nicht geboren.
Also nahm ich mir wieder die Tür vor.
Sie hatte eine alte, verrostete Eisenklinke, und als ich sie nach unten drückte, stellte ich überrascht fest, daß die Tür nicht verschlossen war.
Dieser Quintus Peters mußte sich sehr sicher fühlen. Ich zog die Tür auf.
Die Scharniere quietschten erbärmlich, und vor Schreck hielt ich auf halbem Wege inne. Der Spalt war gerade weit genug, um hindurchschlüpfen zu können.
Einen Atemzug später stand ich im Innern des Treibhauses.
Sofort umfing mich die für diese Art Häuser typische Luft. Feucht und widerlich warm.
Vor mir sah ich die langen Pflanzenreihen. Es waren insgesamt drei. Zwischen ihnen gab es etwas breitere Wege. Die Reihen waren etwa in Hüfthöhe angelegt.
Pflanze wuchs neben Pflanze. Manche davon blühten, und selbst in der Dunkelheit ahnte ich etwas von der Farbenpracht, die sie ausstrahlten.
Aber wo steckte Quintus Peters?
Ich sah nicht einen Hosenzipfel von ihm. Doch das besagte nichts. Verstecke gab es hier genug. Er konnte überall sein. In den Gängen, hinter Pflanzenreihen.
Ich schritt in den ersten Gang hinein. Obwohl ich Blumen sehr gern habe, berührte es mich doch unangenehm, als mich welche streiften. Das Jackett hatte ich geöffnet, um schneller an meine Waffen zu gelangen.
Ich ging langsam und blieb nach jedem Schritt stehen, um auf verdächtige Geräusche zu lauschen.
Doch es war ruhig.
Bis auf ein leises Rascheln der Blumen.
Aber hinter mir hatte sich das Rascheln verstärkt.
Plötzlich stellten sich meine Nackenhaare quer. Ich spürte die Gefahr und drehte mich langsam um.
Zu erkennen war nicht viel, aber ich riskierte es und schaltete meine Bleistiftlampe ein.
Der Strahl reichte aus, um die Falle zu erkennen, in die ich hineingetappt war.
Die Pflanzen in den großen Beeten links und rechts des Ganges hatten sich zu den jeweiligen Wegseiten gedreht und sich über dem

Gang zu einem regelrechten Dickicht verflochten. Es war mir unmöglich, dort durchzukommen.
Das sah ich sofort.
Und dann hörte ich die höhnische, triumphierende, aber auch farblose Stimme.
»Ja, ja, sie mögen Fremde nicht, meine kleinen Lieblinge. Sie hassen sie sogar und töten sie, wenn sie unbefugt hier eindringen. Menschen sind Feinde für sie. Todfeinde, wenn Sie verstehen, was ich meine.«
Und ob ich verstand.
Es war ein regelrechtes Meer, das sich vor mir bewegte. Immer mehr Pflanzen trafen sich in der Mitte über dem Weg, und die grünen Wogen näherten sich unaufhaltsam.
Ich mußte zurück.
Hinter mir, das heißt, jetzt wieder vor mir, war der Weg noch frei. Dort sollte ich hergehen, und wer wußte schon, was am Ende auf mich lauerte.
Längst war ich in Schweiß gebadet, aber auch ungeheuer konzentriert, und das war mein Glück.
Mir entging nicht, daß sich neben mir plötzlich eine Pflanze in die Höhe wand und dabei ihren phantastischen roten Blütenkelch öffnete. Die Farbe erkannte ich trotz der Dunkelheit.
Sie war wunderschön, aber auch gefährlich.
Das wurde mir in der nächsten Sekunde klar, denn die Pflanze sah nur ein Ziel.
Meinen Kopf!
Sie wollte ihren Kelch wie eine große Haube darüber stülpen.
Eine teuflische Art, jemandem die Luft abzuschnüren. Blitzschnell ging ich in die Knie, und zog noch in der Bewegung meinen silbernen Dolch.
Dann kamen die Schnitte. Rechts, links – links, rechts. Ich zerfetzte den Blütenkelch, und das magische Silber sorgte dafür, daß das Zeug verdorrte.
»Gar nicht schlecht, Mister«, hörte ich wieder die Stimme. »Jetzt weiß ich wenigstens, daß Sie so unbedarft nicht sind. Und daß Ihr Besuch kein Zufall ist.«
Er hatte recht.
Ich lauschte der Stimme nach und hoffte, daß ich den Standort des Sprechers herausfinden konnte. Das ging jedoch nicht, die Blumen schluckten den Schall. Ich wußte nur, daß die Stimme irgendwo vor mir aufklang.
Leider brannte kein Licht, und ich war einmal mehr auf meine Augen angewiesen. Den silbernen Dolch hielt ich weiterhin mit der rechten Hand fest. Sollte ein ähnlicher Angriff erfolgen, würde ich sofort zurückschlagen.

Irgendwie schienen die verdammten Pflanzen vor mir Respekt bekommen zu haben. Sie wogten zwar noch hin und her, aber sie attackierten mich nicht mehr.

Ich blieb stehen. Meinem Gefühl nach zu urteilen hatte ich etwa die Hälfte der Treibhauslänge geschafft. Irgendwo vor mir lauerte dieser Quintus Peters.

Er mußte mich gut sehen können, denn er fragte: »Warum gehen Sie nicht weiter, Mister?«

»Kommen Sie doch«, erwiderte ich.

»Nein, Sie wollen etwas von mir. Aber wenn Sie nicht mitspielen, dann lasse ich Sie holen.«

Schon im nächsten Augenblick war es soweit. Plötzlich war ich von Pflanzen eingekreist. Ich spürte die tentakelartigen Arme an meiner Kleidung, hackte mit dem Messer zu, doch wenn ich zwei abschlug, wuchsen sofort drei nach.

Aber ich merkte, daß mir die Pflanzen überhaupt nicht ans Leben wollten. Sie hatten nur die Aufgabe, mich zu ihrem Meister zu bringen. Und das auf eine wirklich außergewöhnliche und raffinierte Art.

Auf einmal wurde mir das rechte Bein weggezogen, und sofort auch das linke.

Bevor ich fallen und auf den Boden schlagen konnte, griffen die nächsten Arme zu und hielten mich fest.

Kniehoch über dem Boden blieb ich liegen.

Ich wippte in der Pflanzenfalle wie auf einer Matratze. Sie hielten meinen Oberkörper mit mehreren Tentakeln umspannt. Ich war nur froh, daß sie mir nicht die Luft abdrückten, mein Hals lag zum Glück frei.

Sekundenlang dauerte dieser Schwebezustand an.

Dann wurde ich hochgehoben. Die Pflanzenarme bewegten sich aufwärts und trugen mich wie eine Kette von tausend Händen.

Immer weiter dem Ziel entgegen.

Ich hatte die Augen weit aufgerissen. Längst war ich in Schweiß gebadet. Das lag nicht nur an der kühle Luft, sondern auch an der Ungewißheit, in der ich mich befand.

Was hatte dieser Peters vor?

Schon sah ich das Ende der langen Blumenreihe, und aus dem Dämmer schälte sich eine Gestalt.

Mensch oder Dämon?

Ein Mensch.

Quintus Peters!

Und er war bewaffnet. In seinen Händen hielt er ein Sturmgewehr, wie es die NATO-Truppen benutzten.

»Bleibt ruhig!« befahl er, und die Horror-Pflanzen stoppten ihre

Bewegungen.

Ich blieb in der Luft hängen, und Peters trat einen Schritt auf mich zu.

Die Mündung des Gewehres zeigte dabei auf meinen Kopf. Der Mann lachte. Es war ein freudloses hämisches Lachen. Da er dicht vor mir stand, konnte ich ihn genau erkennen. Quintus Peters war ein ziemlich magerer Mensch. Dazu hoch aufgeschossen, mit einem Geiergesicht, wirren dunklen Haaren und fanatisch blickenden Augen. Er trug einen langen alten Staubmantel, der eher einem Kittel glich und darunter ein Baumwollhemd mit ausgebeulter Hose.

»Wer bist du?« fragte er mich. »Als höflicher Mensch stellt man sich schließlich vor!«

»Mein Name ist Sinclair.«

»Der Geisterjäger, nicht wahr?«

»Genau.«

»Und was willst du hier?«

»Ist das so schwer zu erraten?«

»Nein.« Er schüttelte den Kopf. »Du hast mich schnell gefunden, Sinclair. Wieso, das weiß ich auch nicht, denn meine Tarnung war gut. Aber du hast keine Chance. Alle haben keine Chance. Meine Lieblinge sind stärker.«

»Warum?« fragte ich. »Warum stürzt du unschuldige Menschen in ihr Unglück?«

»Unschuldig?« höhnte er. »Es waren die Menschen, die mich abgewiesen haben. Sie wollten mich nicht. Sie lachten über meine großen Leistungen. Ich habe ihnen angeboten, für sie zu arbeiten, doch sie waren zu arrogant und lachten mich aus. Hielten mich für einen Scharlatan, für einen Idioten, aber ich habe es ihnen gezeigt. Mit Schimpf und Schande wurde ich hinausgeworfen, doch nun bin ich zurückgekehrt und koste meine Rache aus. Die Revolution der Flora ist mir gelungen. Die Pflanzen werden zu Killern, um über die Menschen zu herrschen. Ja, die Menschheit wird für das büßen, was sie mir angetan hat. Es gibt kein Zurück mehr. Jetzt bin ich der Herr!«

Ich wagte ihm nicht zu widersprechen, denn er hatte schließlich bewiesen, daß seine Worte nicht nur leeres Geschwätz waren.

Ich mußte aufpassen.

»Aber die Menschen, die Sie schon getötet oder in Lebensgefahr gebracht haben, waren völlig unschuldig. Sie haben mit Ihnen nichts zu tun. Und sie waren auch nicht dabei, als man Sie und Ihre Forderungen ablehnte.«

Peters schüttelte den Kopf. »Egal. Mensch ist Mensch, und im Prinzip sind sie alle schuldig!«

»Auch ich?«

Er lachte wieder. »Du an erster Stelle, Sinclair. Schließlich wußte ich,

wer mein Hauptfeind war. Ich habe mich genau erkundigt, bevor ich mich mit einem Mächtigen verbündete.«

»Mit Mandragore?«

»Du kennst ihn?«

»Ich weiß es«, erwiderte ich.

»Es nutzt dir aber nicht viel. London ist dem Tod geweiht. Aus der Millionenstadt wird ein riesiger Todesgarten. Du, Sinclair, machst mit deinem Tod den Anfang. Dieses Haus wirst du nicht lebend verlassen!«

Irgendwie ließen mich die Worte kalt, denn das Versprechen hatte man mir schon oft gegeben.

Bisher war ich noch immer der Sieger geblieben.

Aber der Gedanke daran, daß sich die Pflanzenpest inzwischen weiter ausbreitete, machte mich fast verrückt. Ich mußte einfach schnell zu einer Entscheidung gelangen. So oder so…

»Laßt ihn los!« befahl Quintus Peters.

Die Pflanzen gingen nicht gerade zart mit mir um. Sie ließen mich kurzerhand fallen, und ich prallte höchst unsanft zu Boden.

Nur mühsam stemmte ich mich hoch.

»Vorsichtig, Sinclair«, sagte Peters, »sonst verpasse ich dir eine Kugel!«

Ich glaubte nicht, daß es sich bei seinen Worten um eine leere Drohung handelte. Dieser Mann würde schießen. Auf einen Mord mehr oder weniger kam es ihm nicht an.

Aber mich wollte er wohl auf eine besondere Art und Weise umbringen, sonst hätte er mir schon längst eine Kugel verpaßt. Es war immer das gleiche. Die meisten genossen es, wenn sie mich in der Falle hatten.

Quintus Peters ging auf eine Distanz von drei Schritten. Raffiniert gemacht, denn wenn ich sprang, konnte er mich immer noch mit einer Kugel erwischen.

Den silbernen Dolch hatte ich wieder in die Lederscheide an meinem Gürtel gesteckt. Der herabfallende Jackenschoß verdeckte ihn. Hoffentlich kam Peters nicht auf die Idee, mich zu durchsuchen oder mir zu befehlen, die Waffen abzulegen, dann wurde es böse.

Zum Glück dachte er in seinem Siegesrausch nicht mehr daran.

»Geh vor!« kommandierte er.

Ich schritt an ihm vorbei. Aus dem Dämmer schälten sich die Umrisse einer schmalen Tür.

»Da hinein!«

Ich öffnete. Im ersten Moment war ich geblendet. Der Weg führte in einen schmalen Anbau, den ich bei meiner Ankunft nicht bemerkt hatte. Es war mehr eine Bude, aber es herrschten dort die gleichen Temperaturen wie im eigentlichen Treibhaus.

Unwillkürlich blieb ich stehen, denn mein Blick war auf einen

kleinen Teich gefallen, der die Mitte des Anbaus einnahm. Grünblaues Wasser schimmerte. Auf der Oberfläche schwammen breite Blätter und Algen.

Das war es jedoch nicht, was mich erschreckte.

Im Teich schwammen – zwei Krokodile!

Ich schluckte.

Quintus Peters mußte mein Entsetzen wohl bemerkt haben, denn er lachte.

»Liebe Tierchen!« kicherte er. »Aber sie werden dich fressen, Sinclair.«

Das glaubte ich ihm, denn die Tierchen hatten nichts Besseres zu tun, als ihre Rachen zu öffnen.

Ich sah die messerscharfen Zähne.

Mir wurde plötzlich ganz anders. Ich dachte an die Abenteuergeschichten, die ich in meiner Jugend gelesen hatte. Afrikaforscher waren oft genug Krokodilen zum Opfer gefallen, und jetzt sollte ich das gleiche Schicksal erleiden.

Die Tiere hatten Hunger. Das glaubte ich an ihren Augen zu erkennen. Sie fixierten mich, und die Bestien schienen nur darauf zu warten, daß ich in den Teich sprang.

Peters aber hatte sein diebisches Vergnügen. »Ja, Sinclair, jetzt ist es aus mit dir, das glaub mir mal. Du bist nicht Tarzan, der Unbezwingbare!«

Nein, das war ich nicht. Aber mein Gehirn arbeitete auf Hochtouren. Ich suchte nach einem Ausweg.

Wo fand ich ihn?

Der Teich war oval angelegt. An den sich rechts und links von mir befindlichen äußeren Ecken berührte er fast die grün getünchte Wand. Mir gegenüber befand sich zwischen Teich und Wand noch ein Zwischenraum.

Wie man es drehte und wendete – es sah mies aus.

Der Atem des Mannes streifte meinen Nacken. »Ich werde zählen!« flüsterte Peters. »Bei drei springst du, oder ich jage dich mit einem Loch in der Figur in den Teich.«

»Und Sie?« fragte ich. »Was haben Sie vor?«

»Ich werde dem Wasserwerk wieder einen Besuch abstatten. Es gibt da einige Dinge, die ich noch zu erledigen habe. Etwas Samen ist übriggeblieben. Ihn muß ich schließlich loswerden.«

»Lassen Sie es«, sagte ich mit rauher Stimme. »Reicht Ihnen mein Tod nicht?«

»Nein, Sinclair. Sie alle sollen büßen. Die verdammten, widerlichen Ignoranten, die mich ausgelacht haben.« Er stieß mir den Gewehrlauf ins Kreuz. »Ab jetzt gibt es keine Diskussion mehr. Ich fange an zu zählen!«

Er wollte es besonders spannend machen.
Immer noch zermarterte ich mir mein Gehirn nach einem Ausweg.
»Eins!« seine Stimme unterbrach meine wirbelnden Gedanken.
Tief holte ich Luft.
»Zwei!« schon kam die nächste Zahl…
Ich spannte meine Muskeln.
»Drei!« schrie er. Und dann: »Spring, Sinclair…!«

***

Nebeneinander liefen Suko und Zamorra durch das Treppenhaus. Die beiden ungleichen Männer verstanden sich ausgezeichnet, obwohl sie sich erst wenige Stunden kannten. Aber die gemeinsame Aufgabe schweißte sie zusammen, und es war klar, daß sich jeder auf den anderen verlassen konnte.
»Weißt du, was die netten Pflänzchen mit uns noch alles vorhaben?« fragte Suko.
»Sie sind doch unverdaulich.«
»Du bist unverdaulich.«
Zamorra warf dem Chinesen einen raschen Blick zu.
Suko grinste von Ohrläppchen zu Ohrläppchen. »Ich finde, wir können ruhig Du sagen.«
»Okay.«
Und weiter liefen sie. Der Lichtschein der Lampen warf große, helle und an den Rändern auseinanderfasernde Kreise an die Wand. Sie hüpften auf und ab, wenn die beiden Männer wieder einmal zwei oder drei Stufen in einem Sprung nahmen.
Von den Pflanzen hatten sie bis jetzt nichts gesehen. An jedem Treppenabsatz befand sich eine Tür, hinter der die jeweiligen Etagengänge lagen.
Bis jetzt hatten Suko und Zamorra diese Türen noch nicht geöffnet. Doch mittlerweile hatten sie die Hälfte der Strecke hinter sich, und es war anzunehmen, daß sich die Pflanzen bereits bis in diese Höhe vorgearbeitet hatten.
Suko öffnete die erste Tür und leuchtete in den dahinter liegenden Gang.
Er war leer.
»Weiter«, sagte Zamorra, der schon einige Stufen vorausgegangen war.
Es ging Zeit verloren, da sie sämtliche Etagen absuchten. Gespenstisch leer waren sämtliche Flure. Zamorra und Suko bekamen einen Eindruck davon, was sich in diesem Hotel abgespielt hatte.
»Aber irgendwo müssen doch Menschen zu finden sein«, sagte Suko immer wieder. »Ich verstehe das nicht. Sie können doch nicht verschwunden sein…«

Darauf wußte der Parapsychologe auch keine Antwort. Er hielt Suko aber im nächsten Moment an der Schulter fest, da ein Absatz unter ihnen ein Geräusch aufgeklungen war.

Die Männer blieben stehen.

»Da ist jemand«, wisperte Zamorra dicht am linken Ohr des Chinesen.

Suko nickte. Er holte die Dämonenpeitsche unter dem Jackett hervor und nahm die Taschenlampe in die linke Hand. Auch Zamorra zog seine Waffe. Das Amulett ließ er über seinem Hemd auf der Brust baumeln.

Es sollte die Kreaturen abschrecken.

Dann schlichen sie weiter.

Auf Zehenspitzen gingen sie die Stufen weiter hinunter, wobei sie die Lampen ausschalteten.

Durch die Lichthöfe der einzelnen Etagen fiel schwaches Dämmerlicht, das Umrisse und Konturen mehr erahnen als erkennen ließ.

Je weiter sich die beiden Männer auf den Treppenabsatz zubewegten, um so lauter wurden die Geräusche. Sie klangen wie ein Kratzen und Schaben, als würde ein Besen über den Stein gleiten.

Die Männer erreichten den Absatz, blieben stehen… »Jetzt!« zischte Zamorra.

Gleichzeitig flammten die beiden Lampen auf. Die starken Strahlen durchbohrten die Dunkelheit – und fanden ihre Ziele.

Drei Monster!

Mischungen zwischen Menschen und Pflanzen. Zamorra und Suko blieben Sekunden, um den Anblick in sich aufsaugen zu können. Das Wesen rechts außen schimmerte grün, und es sah aus, als würde eine schleimige Paste über den Körper laufen.

Das Wesen in der Mitte war nicht weniger schrecklich. Den Geisterjägern kam es vor wie eine Mischung aus Krake und Mensch. Gewaltige, tentakelähnliche Arme, dick wie die Oberschenkel eines normal gewachsenen Mannes, leuchteten wie mit Blut übergossen.

Die Kopfform war nicht zu identifizieren.

Dagegen war das knorrige Gebilde links davon mit seinem Körper aus Wurzeln und Astwerk direkt ein Schwächling. Es verursachte auch das Rascheln, wenn es über den Boden schritt oder schleifte.

»Teufel«, murmelte Suko. »Das ist wirklich gewaltig. Kaum zu fassen.« Er hob die Peitsche.

Auch Zamorra war schußbereit.

Die Wesen griffen an.

Es war das krakenähnliche Gebilde, das plötzlich seinen Fangarm vorschnellen ließ und Suko umriß, bevor er irgend etwas unternehmen konnte.

Plötzlich rutschte der Chinese über den glatten Boden und wurde im

nächsten Augenblick regelrecht hochgehievt, wie vom Rüssel eines Elefanten.

Professor Zamorra konnte ihm nicht helfen, denn er mußte sich mit den beiden anderen Monstern auseinandersetzen. Zuerst griff ihn das schleimige Gebilde an. Es glitt beinahe lautlos auf ihn zu. Bevor Zamorra feuerte, hörte er noch, wie etwas zu Boden prallte, und er bekam mit, daß Sukos Lampe zersplitterte.

Dann fauchte die Kugel aus dem Lauf.

Mit einem klatschenden Geräusch bohrte sich das Silbergeschoß in das Gebilde und begann augenblicklich mit seiner zerstörerischen Arbeit.

Das Schleimwesen löste sich auf. Der dicke, fast geleeartige Schleim wurde zu einer dünnen Flüssigkeit, die sich auf dem Boden verteilte und als große Pfützen zurückblieb.

Zamorra schwenkte die Waffe.

Gerade noch rechtzeitig, denn das aus Ast- und Wurzelwerk bestehende Wesen wollte nach seiner Hand schlagen.

Der Professor war schneller.

Er setzte die Silberkugel in die Körpermitte. Das Schußecho hallte lange im Treppenschacht nach.

Das Astwesen krümmte sich zusammen und wurde zu einem verkrüppelten Gebilde, bevor es zusammensackte und der Auflösungsprozeß begann. Irgendwo aus dem Innern der Kreatur drang ein Laut, der Zamorra eine Gänsehaut über den Rücken trieb.

Blieb das dritte Monster.

Und dagegen kämpfte Suko.

Wie es aussah, ohne Erfolg. Das Krakenmonster hatte Suko so raffiniert umschlungen, daß der Chinese keine Möglichkeit hatte, seine Dämonenpeitsche einzusetzen. Im Gegenteil, er mußte achtgeben, daß er nicht von diesem Monster verschlungen wurde.

Wie einen Kreisel schwang das Gebilde seinen Krakenarm herum, und Suko fühlte sich wie in einer Zentrifuge. Hautnah wischte der Arm an der Wand entlang. Wenn Suko dagegen prallte, würde er sich einige Knochenbrüche holen.

Das war auch Professor Zamorra klar. Todesmutig sprang er auf das gefährliche Monster zu.

Gleichzeitig feuerte er.

Die Silberkugel wurde von der Masse aufgesogen, regelrecht verschluckt.

Aber sie hatte Erfolg. Auch dieses Wesen – so gefährlich es auch war – gehörte zur niederen Stufe in der Dämonenrangleiter. Silber war tödlich für das Monster.

Das krakenähnliche Geschöpf schrumpfte zusammen wie ein Ballon, aus dem die Luft entwichen war.

Es breitete sich auf dem Boden aus und wurde zu einer farblosen Flüssigkeit, die langsam die Stufen hinabrann. Auch Suko lag am Boden.

»Verdammt, das war aber knapp!« keuchte er. »Danke, Zamorra!«

Der Parapsychologe winkte ab. »Keine Ursache.« Er reichte Suko die Hand. »Los, steh auf, das war erst der Anfang.«

Der Chinese ließ sich hochhelfen. »Mist, daß meine Lampe zerstört worden ist.« Er fuhr über seinen Hals. »Hätte nicht viel gefehlt, und das Ding hätte mir das Genick gebrochen.«

»Ist noch alles dran?« erkundigte sich Zamorra.

»Ja, nur ein paar blaue Flecken habe ich zurückbehalten.«

»Dann weiter«, sagte Professor Zamorra, »denn das, was wir bisher erlebt haben, war sicherlich nur die Ouvertüre.«

Suko nickte. »Das Drama folgt noch.«

Sie stiegen über die Lachen hinweg und schritten auf das nächste Stockwerk zu. Suko ärgerte sich, weil seine Lampe kaputt war, doch eine reichte aus, um die Stufen vor ihnen zu erhellen.

An den Wandschildern lasen sie ab, in welcher Etage sie sich jeweils befanden.

Dritte – zweite – erste…

Sie blieben stehen und lauschten. Nichts war zu hören.

Keine Stimmen, aber sie sahen die Pflanzen. Vor ihnen auf der Treppe wogte eine grüne Masse. Lange Stiele und Tentakel schoben sich wie Greifarme vor und versuchten, ihnen den Weg zu verbauen.

Suko packte die Peitsche fester.

»Ich gehe voran«, sagte der Chinese und fragte in einer plötzlichen Eingebung: »Wie viele Kugeln stecken eigentlich noch im Magazin deiner Pistole?«

Zamorra ballte die rechte Hand zur Faust und stellte nur den Daumen hoch.

»Eine?« flüsterte Suko. »Und kein Reservemagazin?«

»Nein.«

»O verdammt!«

In diesem Augenblick hörten sie die markerschütternden Schreie…

***

»Wir sind verloren!« kreischte eine Frau und rannte in wilder Panik auf die hereinquellende grüne Masse zu.

Niemand konnte sie zurückhalten, sie war zu schnell. Die Frau warf sich den Pflanzen entgegen, wurde aber schon vorher von ihnen umschlungen.

Ihr Schreien erstickte…

Die Pflanzen aber walzten weiter in den Raum hinein. Sobald sie die Türschwelle überwunden hatten, breiteten sie sich blitzschnell nach

rechts und links aus, um den Keller in seiner Gesamtheit zu überschwemmen.

Nicole Duval versuchte die Flucht zu organisieren. »Nach hinten!« schrie sie. »Nach hinten…!«

Ihre Stimme überschlug sich dabei, bis nur noch ein Krächzen aus ihrem Mund drang. Aber die Schreie waren gehört worden. Die meisten Menschen folgten Nicoles Befehlen und liefen mit ihr tiefer in das Kellerlabyrinth hinein. Nicole atmete auf, denn die Pflanzen hatten, da die Menschen sehr schnell waren, kein weiteres Opfer mehr gefunden.

Jetzt wurde es auch für die junge Französin Zeit.

In dem großen Keller sah es aus wie auf einem Schlachtfeld. Es brannten nur noch wenige Kerzen. Die meisten waren umgestürzt und erloschen. Auch die Tabletts mit den Speisen lagen wild verstreut. Fast alles war runtergefallen, zertretene Sandwiches und Salate bildeten bunte Flecken auf dem eintönigen Grau des Betons.

Nicole wandte sich um.

Die ersten Pflanzen waren nur noch wenige Yards von ihr entfernt. Sie schlängelten weiter über den Boden, und Nicole brachte sich mit einem raschen Sprung aus der Gefahrenzone. Dabei hatte sie aber das Pech, auf einen Sandwich zu treten, und rutschte aus.

Schmerzhaft prellte sie sich die rechte Schulter und verzog das Gesicht zu einer Grimasse.

Wertvolle Sekunden gingen verloren, während die Pflanzen immer näher krochen. Farbige Arme tasteten sich vor, suchten das Opfer, und Nicole bemühte sich verzweifelt, wieder auf die Beine zu gelangen.

Sie schaffte es nur unter Aufbietung all ihrer Kräfte, denn ihr Arm schmerzte höllisch.

Und noch etwas kam hinzu.

Sie fühlte sich matt, wie erschlagen, so als würde jemand die Energie aus ihrem Körper saugen.

Ein schrecklicher Gedanke durchzuckte ihr Gehirn. Sollte die Berührung mit den Pflanzen diesen Energieverlust verursacht haben? Raubte ihr der Keim die Kraft?

Nicole wankte noch zwei Schritte vor und stürzte.

Mühsam gelang es Nicole, sich auf die Seite zu drehen und nach vorn zu schauen. Eine Körperlänge trennte die Pflanzen noch von ihrem Opfer. Eine lächerliche Distanz.

Aber da war noch etwas, das Nicole einen heißen Schreck einjagte. Während des Drehens war ihr Blick auf den linken Arm gefallen.

Sie sah genau, wie ihre Hand eine leicht grünliche Färbung angenommen hatte und aus dem Rücken lauter winzige grüne Pflänzchen wuchsen.

Die Erkenntnis machte sie fast rasend.

Nicole Duval war zum Teil mutiert!

***

Ich sprang.

Himmelherrgott – ich sprang. Und legte alles in diesen Sprung hinein, was ich nur konnte.

Wie ein Zeitlupenfilm lief dieser Sprung vor meinem geistigen Auge ab. Die Krokodile hatten mich beobachtet, sahen mir aus ihren runden, hervorquellenden Augen entgegen und öffneten ihre Rachen so weit es ging.

Ich zog die Beine an.

Die beiden Kiefer klappten unter mir zusammen.

Es gab ein schnackendes Geräusch, das ich jedoch nur im Unterbewußtsein wahrnahm.

Rasend schnell flog die Wand auf mich zu. Jedenfalls hatte dies für mich den Anschein.

Im nächsten Moment klatschte ich dagegen.

Es war ein wuchtiger Aufprall, aber ich hatte den Teich, in dem die Bestien lauerten, übersprungen.

Mir taten sämtliche Knochen weh, denn ich war mit voller Wucht gegen die Wand gesprungen.

Dann hörte ich den Schrei.

Quintus Peters hatte ihn ausgestoßen, und einen Herzschlag später peitschte der Schuß auf.

Die Kugel jaulte an mir vorbei und hämmerte dicht neben meinem rechten Ohr in die Wand, wobei sie ein großes Stück Putz herausriß. Ich duckte mich unwillkürlich. Der nächste Schuß versengte mir fast die Haare.

Dann war es aus mit der Herrlichkeit.

Ich rutschte auf dem schmalen Stück zwischen Teich und Wand ab und fiel in das Wasser.

Mit dem linken Bein tauchte ich zuerst ein, und schon sahen die beiden Krokodile ihre Chance.

Die Schüsse hatten sie sowieso wild gemacht. Jetzt lag ich, das Opfer, in ihrem Teich, in unmittelbarer Nähe.

»Ja, freßt ihn!« brüllte Peters und schoß ein drittesmal. Wiederum zu überhastet. Die Kugel klatschte nicht in meinen Körper, sondern gegen das Oberteil der langen Krokodilschnauze. Auch die Viecher verspürten Schmerzen. Das sah ich einen Lidschlag später.

Das verletzte Krokodil wurde zu einer rasenden Bestie. Es schlug um sich und peitschte das Wasser, das mir ins Gesicht klatschte und die Wände näßte.

Die Viecher gaben mir jedoch Gelegenheit, aus dem Teich zu klettern. Sie kümmerten sich jetzt um sich selbst.

Sie zerrissen sich gegenseitig.

Quintus Peters aber heulte einen Fluch und schwenkte seine verdammte Knarre herum.

Ich ging in die Knie und zog.

Die Beretta bellte auf, und den Bruchteil einer Sekunde später auch das G3.

Ich hatte besser gezielt.

Mein Geschoß streifte Peters' Schulter, während seine Kugel in den Teich klatschte, in dem sich die Hölle abspielte.

Quintus Peters merkte wohl, daß er auf verlorenem Posten stand. Er dachte nur noch an eins.

An Flucht!

Auf dem Absatz warf er sich herum, verschwand durch die offenstehende Tür und schmetterte sie hinter sich zu.

Ich aber mußte wieder über den verdammten Teich. Noch einmal der gewagte Sprung.

Diesmal schaffte ich ihn nicht ganz.

Ich rutschte ins Wasser.

Bevor sich die beiden Krokodile auf die neue Situation einstellen konnten, war ich hinaus und sprintete schon auf die Tür zu.

Hinter mir kämpften die Bestien wie zwei Wahnsinnige. Sie wurden immer schlimmer, und die schrecklichen Kampfgeräusche begleiteten mich noch, als ich bereits in das Treibhaus stürmte.

Das Licht aus dem Anbau erhellte die unmittelbare Umgebung der Tür.

Meine Waffe hielt ich schußbereit in der Faust, und ich suchte verzweifelt nach Quintus Peters.

Ich sah ihn auch.

Oder glaubte ihn wenigstens zu erkennen.

Wäre das Gewehr nicht gewesen, das er neben sich auf den Boden gelegt hatte, ich hätte ihn bei der Beleuchtung kaum noch erkannt.

Quintus Peters, der Dämonendiener, hatte sich verwandelt. Er war zu einer menschlichen Pflanze geworden.

Und dann geschah etwas, was ich nie in meinem Leben vergessen würde…

***

»Das kam von unten«, sagte Zamorra, »aus dem Keller!«

Suko nickte. »Los!« schrie er.

Zamorra und er dachten in diesem Moment nicht daran, daß sie nur spärlich bewaffnet waren.

Für sie gab es nur noch das Ziel, die Menschenleben zu retten. Und aus diesem Grunde warfen sie ihre in die Waagschale.

Suko machte den Anfang.

Er schlug sich den Weg frei und räumte mit der Dämonenpeitsche furchtbar auf.

Die Pflanzen verkohlten, verdorrten und fielen ineinander. Aber er schaffte nicht alle. Und die griffen Zamorra an. Doch da geschah etwas Seltsames.

Das Amulett begann plötzlich zu strahlen, wurde zu einer Lichtquelle, die heller war als Sukos Taschenlampe, und schoß weißmagische Energieblitze nach allen Seiten hin ab. Jeder Blitz traf.

Die Pflanzen vergingen so rasch wie Schneebälle in der Hölle. Der Weg ins Erdgeschoß war frei – und damit auch der in den Keller.

Auch im Erdgeschoß lauerten die Pflanzen. Sie hatten sich in der Rezeption ausgebreitet wie ein riesiger hoher Teppich. In der Ladenstraße waren die Scheiben fast aller Geschäfte zerstört, und die grüne Masse walzte und rollte weiter.

Sukos Peitsche bewirkte wahre Wunderdinge. Er schlug Breschen, und auch Zamorras Amulett zerstörte die grüne Gefahr, wo sie auftrat.

Die beiden Männer kamen gut durch.

Aber es ging auch Zeit verloren.

Aus dem Keller vernahmen sie Geräusche. Stimmen und Rufe. Dort mußten sich die Menschen befinden.

»Da, die Tür!« rief Suko und deutete auf den zerstörten Kellerzugang, wo sich die mordgierigen Pflanzen bereits die Treppe nach unten gewälzt hatten.

Suko schlug zu.

Zamorra kämpfte.

Sie erreichten die Kellerräume.

Und Zamorra war es, der wie weiland Phönix aus der Asche aus dem grünen, höllisch gefährlichen Dschungel auftauchte und plötzlich in dem großen Raum stand, wo sich die Menschen verkrochen hatten.

Zamorra sah die Frau am Boden liegen.

Und die Pflanzen in ihrer unmittelbaren Nähe.

Sein Herz übersprang einen Schlag.

»Nicole!« schrie er. Sein Schrei brach sich an den kahlen Wänden des riesigen Kellers wider.

Nicole Duval war zu schwach, um den Kopf zu heben. Im Unterbewußtsein glaubte sie, die Stimme Zamorras zu hören, aber sie zeigte keinerlei Reaktion.

Dafür aber der Parapsychologe.

Er stürmte vor, und bevor die verdammten Pflanzen Nicole Duval umfassen konnten, war er bei ihr.

Das Amulett schoß grelle Blitze. Es räumte furchtbar mit der Pflanzenpest auf.

Die letzten beiden Strahlen waren die wertvollsten. Die trafen die Pflanzenarme, die sich soeben über Nicole Duval stülpen wollten.

Genau in der Mitte wurden sie zerrissen und verkohlten. Aber noch etwas anderes geschah. Zamorra sah es mit Schrecken. Die Strahlen aus seinem Amulett fuhren nicht nur auf die Pflanzen zu, sondern auch auf Nicole Duval. Die junge Französin war plötzlich von einer gleißenden Lichtaura umgeben.

Nicole schrie. Ihr Körper bäumte sich auf.

Kopfschüttelnd und fassungslos stand Professor Zamorra daneben. Er begriff nicht. Oder war Nicole etwa… Zamorra wollte es nicht glauben. »Nein«, flüsterte er, doch die Tatsachen sprachen dafür.

Dann verblaßte die Lichtaura.

Nicole lag vor Zamorra. Blaß im Gesicht, erschöpft – aber normal.

Zamorra ging neben seiner Sekretärin in die Knie. Seine Hände umfaßten ihre schmalen Schultern. Er suchte ihren Mund, ihre Augen.

»Nicole – Nicki…«

Da lächelte sie. Und dieses Lächeln war für Professor Zamorra das schönste Dankeschön seit langem.

»Du…«, Nicole wollte hoch, und der Parapsychologe half ihr dabei. »Wie bist du hierhergekommen?«

»Das erzähle ich dir alles später.« Er beugte seinen Kopf hinunter und küßte sie auf den kirschroten Mund.

»Da ist noch was«, sagte Zamorra dann.

Suko nickte. »Ich weiß. John Sinclair.«

***

So gut ging es mir allerdings nicht. Für Suko und Zamorra war der Fall vorbei, ich stand noch im Finale.

Quintus Peters war zu einer regelrechten Horror-Figur geworden. Halb Mensch, halb Pflanze.

Dort, wo ihn meine Silberkugel an der Schulter gestreift hatte, zeigte sich verdorrtes, schwarzes Astwerk, das an Asche erinnerte. Der Mund war eine klaffende Höhle in seinem entstellten, grün schimmernden Gesicht.

Seine Arme bewegten sich wie die Flügel einer Windmühle. Er wollte mir die Waffe aus der Hand schlagen, da feuerte ich. Die Kugel bohrte sich in das Pflanzenwerk. Genau in dem Moment, als er vorsprang.

Er wäre noch mit seinem Körper gegen mich geprallt, doch ich trat blitzschnell zur Seite. Peters stürmte an mir vorbei und durch die offen stehende Tür in den Anbau hinein.

Der Pflanzenmensch konnte seinen Schwung nicht mehr bremsen. Ich hatte den Kopf gedreht und sah, wie er kopfüber in den Teich stürzte.

Und dort tobten die rasend gewordenen Krokodile. Das Wasser schäumte auf.

Ich biß die Zähne zusammen, schloß die Augen und drückte die Tür zu. Quintus Peters ereilte das Schicksal, das er mir zugedacht hatte.

***

Ich fuhr zum Hilton.

Dort war der Teufel los. Scheinwerfer strahlten das Gebäude an. Polizisten hatten einen engen Ring um das Hotel gezogen, so daß selbst ich Mühe hatte, hindurchzukommen.

Im Foyer entdeckte ich Zamorra, Nicole Duval und Suko. Als ich eintrat, flog ein erleichtertes Lächeln über drei Gesichter. Dann lagen wir uns in den Armen.

»Alles okay?« fragte der Parapsychologe.

Ich nickte.

»Dann kann ich ja endlich in den nächsten Tagen einkaufen gehen«, sagte Nicole, und wir wußten nun, daß auch sie den Fall überstanden hatte, ohne Schaden zu nehmen…

***

Es gab noch ungeheuer viel zu tun in den nächsten Tagen. Doch am Abend des dritten Tages saßen wir in einem Restaurant zusammen und feierten das glückliche Ende eines bösen, alptraumhaften Falles.

Die Conollys, Jane Collins und Sukos neue Freundin Shao waren auch noch dazugekommen. Sogar Powell hatte es sich nicht nehmen lassen, an der Runde teilzunehmen.

Es wurde so mancher Trinkspruch gesprochen, und gegen Mitternacht, als die Stimmung bereits hohe Wellen schlug, nahm Zamorra mich beiseite.

»Das war wohl nicht das letzte Mal, daß wir zusammengearbeitet haben, John – oder?«

»Nein, bestimmt nicht.« Er reichte mir seine Hand. »Du weißt immer, wo du mich finden kannst.«

ENDE